Berlin und Sanssouci

oder

Friedrich der Große und seine Freunde.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Erster Band.

Berlin.

Verlag von M. Simion.

1854.

Vorwort.

Mit freudiger Genugthuung übergebe ich meinen Lesern diesen zweiten Cyclus von Darstellungen aus dem Leben und der Zeit Friedrich's des Großen. Die Theilnahme, welche das Publikum dem ersten Cyclus derselben („Friedrich der Große und sein Hof") zugewandt, hat mich reichlich für die Schwierigkeiten meines Unternehmens belohnt, bei denen es mir vornehmlich darauf ankam, die volksthümliche Gestalt des „alten Fritz" zugleich in den frischen Farben der Jugend und Schönheit zu zeigen, und den großen König, den man immer nur mit dem dreieckigen Hut und dem Krückstock darzustellen pflegt, mit der heitern idealen Jugendstirn erscheinen zu lassen, welche ihm Liebe, Glück, Ruhm und Genialität mit reichen Kränzen geschmückt haben. —

Auch Friedrich der Große ist einmal jung gewesen, es hat eine Zeit gegeben, wo weder sein Antlitz noch sein Herz voll Runzeln war, eine Zeit, wo er an die Verwirklichung seiner Ideale glaubte, und den Menschen ein volles, weiches, gefühlvolles Herz entgegentrug. Die Menschen selber waren Schuld, wenn sich sein Herz allmälig verhärtete, und wenn er am Abend seines Lebens sagen mußte, „daß er es müde sei, über Sclaven zu herrschen."

In seiner Jugend dachte er nicht so, und noch im Jahre 1748 schrieb er an seinen Directeur des spectacles:

— „sachez que dans le fond de l'âme
J'aime tous ces plaisirs, qu'un faux Mystique blame.
Ami des sentimens des Epicuréens
Je laisse la tristesse aux durs Stoïciens;
Si comme Thébe, helas, notre âme avoit cent portes,
J'y laisserai entrer les plaisirs en cohortes.

Die Zeit, in welcher Friedrich diese Epitre sur les plaisirs geschrieben, habe ich mir für den zweiten Cyclus

meiner Darstellungen aus seinem Leben als Anhaltspunkt auserwählt; es war dabei nicht nöthig, etwas hinzu zu dichten und hinein zu erfinden, ich habe die Geschichte genommen, wie sie ist. Ich wollte keinen Roman schreiben, dem die Geschichte nur als Folie diente, als bequemes, leicht dehnbares Gutta-Percha-Fundament, sondern ich wollte den Versuch machen, gewissermaßen Memoiren der Geschichte zu schreiben, das heißt: das Persönliche in der Geschichte herauszustellen und in seiner Wesenheit mitten in den historischen Ereignissen und durch dieselben wirken zu lassen.

Ich habe es daher auch verschmäht, mir durch irgend eine phantastische, spannende Romanerfindung die vielfältigen, hier und dort auslaufenden Fäden der Geschichte zusammen zu knüpfen, obwohl ich weiß, daß ich mir dadurch den Tadel Derjenigen zuziehe, welche von einem „historischen Roman“ verlangen, daß er auch „romantisch“ sei. Das wäre aber allerdings eine sehr wohlfeile Aufgabe gewesen; ich habe mir die schwierigere gestellt, die Geschichte durch ihre eigene Wahrheit und Größe wirken zu lassen, und von den Begebenheiten, welche wie

ein Strom an uns vorüber rauschen, die Quellen und den Anfang zu ergründen.

Wie weit mir diese Aufgabe gelungen, mögen meine nachsichtigen Leser entscheiden, und aus ihrer Theilnahme werde ich ersehen, ob ich es wagen darf, mit diesen Darstellungen fortzufahren.

Berlin, den 22. October 1853.

Clara Mundt,
L. Mühlbach.

Erstes Buch.

Berlin im Jahre 1744.

I.

Die Teufelsbeschwörer.

Es war ein wundervoller Maitag; die Sonne, eben erst aufgegangen, hatte die Blüthen und das frische Grün des Gartens von Charlottenburg noch nicht gewelkt, sondern nur erquickt zu neuem Blühen und Grünen. Die Vögel sangen lustig in den Bosquets, und wenn der Wind mit leisem Säuseln durch die lange Reihe dieser blühenden Lorbeer- und Orangenbäume fuhr, welche vor dem von Friedrich I. erbauten prachtvollen Gewächshause aufgestellt waren, so trug er eine Wolke süßen bezaubernden Wohlgeruches über den ganzen Garten hin.

Dieser Garten war heute noch still und menschenleer, und die geschlossenen Fensterläden des Schlosses bewiesen, daß nicht der König allein, sondern auch die ganze Schaar seiner Diener, von den Großwürdenträgern und diensthuenden Kammerherren an bis zu dem Küchenjungen und Gärtnerburschen, sich noch der Erquickung der Ruhe und des Schlafes hingaben. Plötzlich ward diese Stille durch das Geräusch

hastiger Schritte unterbrochen. Ein junger Mann, in einfacher bürgerlicher Tracht, kam eiligst die große Allee, welche von dem großen Eingangsthor des Gartens bis zu den Gewächshäusern führte, herauf und näherte sich dann, vorsichtig umherblickend, dem ersten Fenster der untern Etage des diesseitigen Schloßflügels. Dieses Fenster war geschlossen, und von innen mit Fensterläden versehen, wie alle übrigen, aber zwischen der Glasscheibe und dem Fensterladen war ein weißes Stück Papier eingeklebt, das entweder der Zufall oder eine bestimmte Absicht da befestigt hatte.

Der junge Mann indessen schien durchaus nicht an den Zufall zu glauben; für ihn war dieses kleine Stückchen Papier ein verabredetes Zeichen, und er klopfte daher an die Glasscheibe, deren grelles Klingen auf einen Augenblick das tiefe Schweigen ringsumher unterbrach. Dann ward wieder Alles still, bis der junge Mann zum zweiten Mal dasselbe Geräusch, dies Mal aber ein wenig lauter noch, ertönen ließ. Dann stand er wieder still und horchte. — Aber dies Mal war sein Klopfen erfolgreich. Der Fensterladen ward langsam und vorsichtig von innen ein wenig geöffnet, und man sah jetzt hinter den Scheiben das bleiche und kranke Gesicht des Geheimkämmerers Fredersdorf, des Lieblings seines königlichen Herrn, erscheinen. Als er den jungen Mann erblickte,

nahmen seine schlaffen, kranken Gesichtszüge einen lebhafteren Ausdruck an, und ein schwaches Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. Hastig öffnete er das Fenster, und reichte dem Jüngling die Hand dar.

Guten Morgen, Joseph, sagte er leise. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, so ungeduldig war ich, von Dir Nachrichten zu erhalten. Nun, sage schnell! Wie ist es geworden? Hat er sich endlich gezeigt?

Joseph wiegte traurig das Haupt. Er hat sich immer noch nicht gezeigt, sagte er dumpf vor sich hin. Alle unsere Bemühungen sind vergeblich gewesen. Wir haben wiederum unsere Zeit, unser Geld, unsere Kräfte vergeblich geopfert! Er hat sich immer noch nicht gezeigt!

Ach, sollte man wohl denken, daß es so schwer ist, den Teufel zu bewegen, uns in Person zu erscheinen, da er doch täglich und stündlich durch die Thaten der Menschen uns seine Nähe und seine Gegenwart verkündet! rief Fredersdorf schmerzlich. Aber ich muß und will ihn sehen, er muß und soll mir das Geheimniß entdecken, er soll mir die Stoffe nennen, aus welchen das Gold zusammengesetzt ist!

Und er wird es thun! sagte Joseph feierlich.

Was sagst Du da? Er wird es thun? Es ist also nicht alle Hoffnung verloren?

Es ist noch nicht alle Hoffnung verloren, und der Planetarier hörte diese Nacht wenigstens in seiner Verzückung die Stimme des Teufels, und sah auf einen Moment schon den Blitz seines Auges, wenn er auch seine Gestalt noch nicht sah.

Er sah den Blitz seines Auges! wiederholte Fredersdorf freudig. Oh, wir werden ihn dennoch zwingen, sich uns zu zeigen! Er wird uns lehren müssen, Gold zu machen! Und was sprach die Stimme des Teufels zu unserm Planetarier?

Sie sprach zu ihm: wollt Ihr mein Antlitz sehen, und Worte der goldnen Weisheit von meinen Lippen hören, so opfert mir, wenn wieder der Mond in seiner Vollheit wie flüssiges Gold am Himmel steht, einen schwarzen Ziegenbock. Und wenn Ihr für mich sein Blut vergießt, und wenn er so schwarz ist daß selbst die Nacht kein weißes Haar an ihm entdecken kann, dann werde ich Euch erscheinen, und Euch dienstbar sein.

Also wieder vier Wochen des Harrens, der Ungeduld und Qual! murmelte Fredersdorf.

Vier Wochen des Suchens nach diesem schwarzen Ziegenbock, der nicht ein weißes Haar haben darf! Es wird sehr schwer sein, einen solchen zu finden!

Oh die Welt ist groß, und wir werden überall hin

unsere Boten aussenden! Wir werden ihn finden, denn dem wahrhaft Suchenden ergiebt sich endlich das Gesuchte!

Aber es wird dazu viel Geld bedürfen, an dem wir unglücklicher Weise schon Mangel leiden!

Wir? Welche wir? fragte Fredersdorf mit verächtlichem Achselzucken.

Wir! Das heißt zu allererst meine eigene Person, denn Du begreifst, mein Bruder, daß ein Student, wie ich es doch noch bin, niemals Geld übrig hat, um dafür andere Ziegenböcke als höchstens von Zeit zu Zeit den Schneider zu bezahlen! Wir, das heißt ferner, der Hauptmann von Kleist, in dessen Hause heute Nacht die Versammlung statt fand, und der dem Teufel schon mehr als einen schwarzen Ziegenbock, der ihm seine Gesundheit, seine Ruhe und sein häusliches Glück geopfert hat, denn seine Frau findet es seltsam, daß er jede Nacht fast den Teufel anderswo sucht, als in ihren schönen Armen.

Ja, ich begreife das! sagte Fredersdorf lächelnd. Die schöne Frau von Kleist wird noch immer die übermüthige, liebeselige Luise von Schwerin sein, welche sie einst gewesen. Die Ehe hat kein Wasser in ihr heißes Blut gegossen!

Nein, sondern nur ganze Ströme Weins in das Blut ihres Gemahls, und in diesen Strömen ist ihre Liebe

und ihr Glück ertrunken. Wir haben da eine Leiche, welche sehr nach Verwesung riecht, und die wir sehr bald werden beerdigen müssen!

Mögt Ihr das thun! Der König hat ja die Scheidungen leicht gemacht!

Leichter, als das Heirathen, nicht wahr, mein Bruder? Ah, Du erröthest, denn Du findest, daß Dein leichtfertiger Bruder aufmerksamere Augen hat, als Du dachtest, und mehr sieht, als man ihn sehen lassen will? Ja, ja, ich habe wirklich gesehen, daß Du von Gott Amors Pfeil getroffen, und daß Dein Herz blutet, weil Dein edler König seinem Geheimkämmerer nicht gestatten will, sich zu vermählen.

Oh, wenn ich erst das heilige Geheimniß kenne, wenn ich erst Gold zu machen verstehe, dann werde ich keinen König mehr zu fragen haben, dann werde ich selber König meines Willens sein.

Ha! Und daß Du das werdest, dazu bedarf es, wie gesagt, weiter nichts, als eines schwarzen Ziegenbockes. Schaffe uns also den Ziegenbock, mein mächtiger und vielvermögender Bruder, und Alles wird gethan sein!

Und zu denken, daß ich nicht fort kann, daß ich die Hände in den Schooß legen und ruhig abwarten muß! rief Fredersdorf verzweiflungsvoll. Oh, welche Sclaverei

ist dies! Aber Ihr, Ihr seid nicht gefesselt, Euch gehört die ganze Welt, und Ihr könnt sie durchstreifen, dieses Opfer zu suchen, welches der Teufel begehrt!

Gieb uns Geld, mein Bruder, und wir werden es thun! Ohne Geld keinen Ziegenbock, und ohne Ziegenbock keinen Teufel!

Fredersdorf verschwand einige Minuten vom Fenster und kehrte dann mit einer gefüllten Börse zurück, die er seinem Bruder darreichte.

Da hast Du Geld, sende überall hin Deine Boten aus, gehe selber und suche. Schaffen mußt Du ihn, denn ich sage Dir, wenn Du es nicht thust, ziehe ich meine Hand von Dir ab, und Du wirst nichts mehr sein, als ein armer Student, der sich vom Unterricht nähren kann.

Das möchte eine sehr dürftige Art der Ernährung sein, rief sein Bruder lachend. Ich bin überhaupt Willens, einen andern Lebenspfad einzuschlagen, und statt eines Gelehrten ein Künstler zu werden.

Ein Künstler! rief sein Bruder achselzuckend. Hast Du eine künstlerische Ader an Dir aufgefunden?

Ja, mein Bruder, ich habe eine solche aufgefunden! Oder vielmehr, Eckhof hat sie in mir erweckt!

Eckhof! Wer ist Eckhof?

Wie, Du fragst, wer Eckhof ist? Du kennst ihn also nicht, diesen großen, diesen erhabenen Künstler, welcher seit einigen Wochen hier angelangt ist, und Jeden, welcher ein deutsches Herz in seiner Brust trägt, entzückt durch sein herrliches Spiel! Ich sah ihn vor einigen Tagen in Gotsched's Cato! Ach mein Bruder, an jenem Abend ward es mir klar, daß auch ich zu etwas Höherem und Schönerem berufen bin, als nur im Studirzimmer zu sitzen, und aus bestaubten Büchern mir ein wenig vermodertes Wissen zusammenzusuchen! Nein, ich will mir die Welt nicht mit Bücherstaub verdüstern, ich will sie mir verklären durch die edelste und schönste Kunst! Ich will ein Schauspieler werden!

Alberner Thor! sagte sein Bruder lächelnd. Ein d e u t s c h e r Schauspieler, das heißt ein armer Bettler und Vagabund, der von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zieht mit seinem Thespiskarren, und den man überall verlacht, wie man den Affen verlacht, welcher auf dem Rücken eines Kameels seine lustigen Capriolen macht! Ja, wenn Du noch ein Tänzer, oder zum Mindesten ein französischer Schauspieler wärst!

Es ist wahr, noch ist das deutsche Schauspiel das verstoßene Kind, das Aschenbrödel, welches man bei Seite schiebt, und mit einem Sack bekleidet, während man das

verhätschelte Stiefkind in goldgestickte Kleider hüllt. Oh, oh, es ist bitter zu denken, daß die französischen Schauspieler vom Könige berufen sind auf der Bühne im königlichen Schloß zu spielen, während Schönemann, der deutsche Schauspieldirector, für schweres Geld sich den Rathhaussaal miethen und außerdem noch harte Steuer zahlen muß, für die Erlaubniß, dem deutschen Publicum hier ein deutsches Theater zu geben! Aber warte nur, mein Bruder, das Alles wird anders kommen, wenn wir erst das Geheimniß wissen, wenn wir erst den schwarzen Ziegenbock haben! Ach, ich segne den Zufall, welcher mich zu einem Mitwisser Eures geheimen Bundes machte, so daß Ihr mich in denselben aufnehmen mußtet, um meines Schweigens gewiß zu sein! Ich werde jetzt reich, mächtig und einflußreich sein, wie Ihr Alle, und dann werde ich ein großes Schauspielhaus bauen, und darin werde ich Euch als erster Liebhaber entzücken und zur Bewunderung hinreißen!

Oh, laß uns erst diese Kunst verstehen, Gold zu machen, und wir werden uns aus der ganzen Welt ein Schauspielhaus bauen, in dem uns alle Menschen als gehorsame Marionetten etwas vorspielen werden. Eile Dich also, mein Bruder, eile Dich! Beim nächsten Vollmond werden wir die allmächtigen Könige der Erde werden.

Vorausgesetzt, daß wir bis dahin einen schwarzen Ziegenbock gefunden haben!

Wir werden ihn finden, denn wir werden ihn nöthigenfalls mit Gold aufwiegen, und es giebt Nichts, was man nicht mit Gold erlangen kann. Ehre, Liebe, Macht, Ansehen und Ruhm, Alles das giebt uns das Gold! Laß uns also eilen, reich zu werden, denn reich sein, heißt unabhängig, frei und selbstregierend sein! Geh, mein Bruder, geh, und mögest Du bald mit Erfolg gekrönt zu uns zurückkehren.

Aber zuvor noch einige wichtige Fragen, Bruder. Vor allen Dingen, wohin soll ich gehen?

Den Ziegenbock zu suchen, gleichviel wohin!

Ach, gleichviel wohin! Du denkst also nicht daran, daß die Zeit der Ferien vorüber ist, und daß der Senat der Universität Halle mir angedroht hat, mich zu relegiren, wenn ich nach wie vor so unregelmäßig die Collegia besuche. Ich werde also heute noch nach Halle zurückkehren müssen, oder —

Heute noch! rief Fredersdorf erschrocken. Das ist unmöglich. Du kannst nicht nach Halle reisen, es müßte denn sein, daß Du heute schon gefunden hättest, was wir bedürfen!

Und da dies nicht der Fall ist, so werde ich nicht

nach Halle zurückkehren, man wird mich also relegiren, und ich höre auf, Hallenser Student zu sein. Somit willigst Du also ein, daß ich Schauspieler werde, und den großen Eckhof zu meinem alleinigen Professor erhebe?

Ich willige in Alles, vorausgesetzt, daß Du erst die Befehle des Planetariers erfüllst!

Und wenn der Planetarier nun unglücklicher Weise trotz des schwarzen Ziegenbocks doch nicht im Stande wäre, den Teufel zu citiren?

Auf den bleichen Wangen Fredersdorf's zeigte sich bei dieser Frage eine krankhafte fieberische Röthe, die dann einer noch krankhafteren Bläſſe wich.

Wenn dem so wäre, so würde ich entweder wahnsinnig werden, oder sterben! murmelte er leise vor sich hin.

Und alsdann würdest Du vielleicht den Teufel von Angesicht zu Angesicht schauen! rief sein Bruder mit heiterm Lachen. Aber vielleicht fände sich für Dich eine Euridice, die Dich der Unterwelt wieder entrisse. Nun, wir werden sehen! Bis dahin Lebewohl, mein Bruder, Lebewohl!

Seinem Bruder einen Abschiedsgruß zunickend, eilte Joseph leichten Schrittes von dannen. Fredersdorf schaute mit einem schwermüthigen Lächeln seiner schlanken, hohen Gestalt nach, welche eben zwischen den Bäumen am Ende der Allee verschwand.

Er besitzt etwas, welches am Ende noch mehr werth ist, als Gold und Macht, sagte er. Er ist gesund, jung und voll Hoffnung und Zuversicht! Ihm gehört also die Welt, während ich —

Das Geräusch herannahender Schritte machte ihn verstummen und mit gespannter Aufmerksamkeit schaute Fredersdorf wieder die Allee hinunter.

II.

Der alte Hofmann.

Dort zeigte sich abermals eine männliche Gestalt, welche näher und näher kam, aber minder leichten und beflügelten Schrittes, als der junge Fredersdorf. Indessen, wie sie sich annäherte, drückten Fredersdorf's Züge das größte Erstaunen, die größte Ueberraschung aus, und als dieselbe jetzt dicht vor seinem Fenster stand, ging er in ein lautes Lachen über.

Herr von Pöllnitz! Wirklich und wahrhaftig, ich täusche mich nicht, es ist der Herr von Pöllnitz! rief Fredersdorf, die Hände in einander schlagend, alsdann wieder in Gelächter ausbrechend, in welches der andere fröhlich mit einstimmte.

Dann plötzlich eine ernsthafte Miene annehmend, verneigte sich Fredersdorf ehrerbietig. Verzeihung, Herr Baron, sagte er mit dem Ton anscheinender Demuth, Verzeihung, daß ich es wagte, Sie auf eine so unehrer=

bietige Weise willkommen zu heißen. Aber die Ueberraschung, Sie wieder zu sehen, nachdem Sie für immer von unserem Hofe Abschied genommen, und wir uns aus Ihrem Andenken schon einen Thränenkrug gemacht hatten, über dem wir Sie beweinten, die Ueberraschung hatte mich überwältigt.

Spotten und lachen Sie immerhin, theuerster Fredersdorf, sagte Herr von Pöllnitz, ich werde in Ihren Spott und Ihr Gelächter fröhlich mit einstimmen, sobald ich mich nur erst ein wenig ausgeruht habe von diesem holprigen Wagen, der mich hieher geführt hat. Oeffnen Sie mir also gefälligst das Fenster ein wenig mehr, und setzen Sie einen Stuhl hier draußen unter dasselbe, damit ich zu Ihnen einsteigen kann, wie ein brünstig Liebender zu seiner Geliebten, und nicht erst nöthig habe, den weiten Umweg bis zum Schloßthor zu machen.

Fredersdorf that schweigend was der Baron von ihm forderte, und wenige Minuten später lag Herr von Pöllnitz behaglich ausgestreckt in dem Zimmer des Geheimkämmerers auf dem seidenen Divan.

Fragen Sie mich jetzt nichts, Fredersdorf, sagte er hochaufathmend, lassen Sie mich erst ungestört ein wenig die glückliche Behaglichkeit hier auf Ihrem Sopha genießen, und thun Sie mir den einzigen Liebesdienst, zuvörderst

mir auf einige Fragen zu antworten, bevor ich Ihnen ein Gleiches thue.

Fragen Sie, Herr Baron, ich werde Ihnen antworten, sagte Fredersdorf, indem er sich auf einen Stuhl neben dem Sopha niedersetzte.

Zuvörderst also! Wer ist König von Preußen? Sie oder Jordan, oder General von Rothenburg oder Chazot, oder — mein Gott, so helfen Sie mir doch und sagen Sie mir, wer ist König von Preußen?

Das ist Friedrich II., und Er ganz allein, und Er so sehr, daß selbst seine Minister nichts weiter sind als die Schreiber, welche seinen Willen aufschreiben, und die Generale, die Unteringenieure, welche die Schlachtpläne aufzeichnen die Er sich ersonnen, und seine Componisten, die Notenstecher seiner Melodieen und musikalischen Gedanken, und die Architecten, die Zimmermeister, welche nichts weiter zu thun haben als den Bauplan auszuführen, den er entworfen oder wenigstens nach alten, griechischen Vorbildern ausgewählt hat, und alle Beamte nur einzelne Stifte in dieser großen Maschine des Staates, die Sein Wille allein zu lenken und zu regieren versteht!

Hm, das ist übel, sehr übel, sagte Pöllnitz. Indessen finde ich, daß Sie zwei Sorten von Menschen

nicht angeführt haben in diesem Register von Stiften, welche Friedrichs Hand lenkt und regiert. Sie haben nichts gesagt über seine Köche und nichts über seine Kammerdiener, und doch sind diese sehr wichtig, denn Sie wissen wohl, daß für diese beiden Sorten von Menschen jeder König aufhört ein König zu sein und ein ganz gewöhnliches Menschenkind wird, welches essen, trinken, schlafen und sich kleiden und seine körperlichen Schwächen und Gebrechen verstecken und übermalen muß, wie jeder andere Mensch!

Fredersdorf schüttelte schwermüthig das Haupt. Es scheint, sagte er, daß Friedrich II. unantastbar ist, denn selbst seinem Koch und seinem Kammerdiener gegenüber bleibt er immer noch König. Seine Köche mögen ihm die kostbarsten und herrlichsten Gerichte bereiten, er ist leider nicht damit zu bestechen. Ein schlecht gelungenes Gericht macht ihn zornig, aber die auserlesensten Speisen haben durchaus keinen Einfluß auf seine Stimmung; er ist nach der Tafel niemals anders gestimmt als vor der Tafel, und was er vor dem Essen und dem Champagner ausgeschlagen, das bewilligt er auch nachher nicht!

Den Teufel auch, das ist schlimm, murmelte Herr von Pöllnitz. Und der Kammerdiener, auch dem gegenüber bleibt der König König?

So sehr, daß er seinen Kammerdienern kaum gestattet seinen Körper zu berühren, und sich selber frisirt, rasirt und ankleidet.

Aber mein Gott, wer hat denn Einfluß auf ihn? An wen muß man sich wenden, um eine Fürbitte einzulegen?

An seine Hunde, theuerster Baron! Das sind jetzt noch die einzigen Personen von Einfluß.

Meinen Sie im Ernst die vierbeinigen Hunde, oder —

Die vierbeinigen, Theuerster, denen der König in der That mehr vertraut als den zweibeinigen Geschöpfen. Sie wissen, daß der König viel auf den Instinct seiner Hunde giebt; nun, er ist jetzt dahin gekommen zu glauben, daß die Hunde eine instinctmäßige Aversion gegen alle falschen, boshaften und schlechtgearteten Menschen haben, und es ist daher für jeden neuen Ankömmling sehr wichtig wie er von seinen Hunden empfangen wird, denn darnach richtet sich auch der Empfang des Königs.

Ist Biche noch bei dem König?

Sie ist noch immer Lieblingshündin!

Ah, das ist mir lieb, denn ich stand immer in großer Gunst bei Signora Biche, und sie pflegte immer meine Tasche zu beschnüffeln, ob keine Chocolade darin sei. Ich bitte Sie also, lieber Freund, geben Sie mir

ein Stückchen Chocolade für die Biche, damit ich ihr edles Herz rühre und sie mir den König geneigt mache.

Ich werde Ihnen ein halbes Pfund in jede Tasche stecken, und wenn Biche dann noch bellt, so ist das ein Zeichen daß sie allerdings weit besser wie die Menschen, daß sie nämlich unbestechlich ist! Sind Sie jetzt zu Ende mit Ihren Fragen und darf ich die meinen beginnen?

Nicht doch, mein Theuerster, mein Kopf ist noch ganz angefüllt mit Fragen, die darin herum krabbeln, wie die in einem Sack zusammengesteckten Regenwürmer, mit deren Hülfe man Fische angeln will. Sein Sie also barmherzig und lassen Sie mich noch einige dieser Fragen an den Angelhaken meiner Zukunft befestigen!

Nun denn, immerhin! Fragen Sie weiter!

Interessirt sich der König für keine einzige Primadonna seiner Oper, seines Ballets oder Schauspiels?

Für keine einzige!

Nun, er ist also jetzt ganz herzversteinert!

Ganz und gar!

Und die Königin Mutter? Auch sie hat keinen Einfluß?

Mein Gott, Herr Baron, wie lange waren Sie denn fort von hier, daß Sie Fragen an mich richten, als wären Sie eben unmittelbar vom Mond heruntergefallen und wüßten gar nicht mehr wie es an unserm Hofe aussieht!

Lieber Freund, ich war ein ganzes Jahr von hier entfernt, das heißt, eine Ewigkeit! Denn der Hof ist ein sehr schlüpfriger Boden, und wenn man nicht zu jeder Stunde auf dieser parquettirten Spiegelglätte gegangen ist, so kann man sehr leicht fallen, das ist gewiß. Auch ist nichts veränderlicher, wie das Hofleben, und was heute wahr gewesen, das ist morgen oftmals schon eine große Lüge, und was man gestern schön fand, wird heute als abschreckend häßlich bei Seite geschoben, und was man heute verachtete, das preist man morgen als ein erhabenes Kleinod. Oh, ich habe darüber meine Erfahrungen! Ich entsinne mich, daß während meines Aufenthaltes am sächsischen Hof ich einmal ein Gedicht, eine Hymne an Aurora von Königsmark dichtete, und zwar auf besonderen Befehl des Königs, der diese Hymne von Hasse wollte componiren und von seinen italienischen Sängern am Geburtsfeste der Aurora wollte singen lassen. Nun, meine Hymne war noch nicht ganz beendigt, da war die Gräfin Aurora schon verstoßen und die schöne Gräfin Kosel hatte ihre Stelle eingenommen. Ich vollendete indessen meine Hymne, nur daß ich statt der Aurora eine Amalia besang; Hasse componirte die Hymne, und als die italienischen Sänger sie dann zum Namenstag der Gräfin Kosel sangen, ahnte Niemand, daß diese Fest-

cantate eigentlich für die Gräfin Königsmark bestimmt gewesen! — Am Hofe der Kaiserin Elisabeth von Rußland traf ich einst einen Soldaten, der vor der Thür der Kaiserin auf Wache stand und sein Gewehr präsentirte, als ich am Arm des Obersten Tscherjakow, ihres damaligen Lieblings, zur Kaiserin ging. Nun denn, acht Wochen später war dieser Soldat General und Fürst, und Tscherjakow mußte ihm die militairischen Ehren erzeigen. — In Venedig sah ich ein Gemälde von Tintoretto, das jüngste Gericht oder das Paradies und die Hölle darstellend. Im Paradies bemerkte ich ein wunderschönes, von Schönheit, Jugend und Ueppigkeit strahlendes, von Engeln umflattertes Weib, das in seliger Verzückung auf einem Blumenlager ruhte. Aber da drunten auf der untern Hälfte des Bildes in der Hölle sah ich dieselbe Frau noch einmal, nur daß sie nicht auf Rosen sondern auf einem glühenden Rost lag, und daß keine Engel sie umgaben sondern grinsende, verzerrte Teufel, welche mit glühenden Zangen ihren schönen Leib zerfleischten. Papst Adrian VI. hatte dies Gemälde bei Tintoretto bestellt und dabei ausdrücklich befohlen, daß der schönen Cinnia im Paradiese ein Denkmal gesetzt und sie darin verherrlicht werde. Cinnia nämlich war eine sehr liebe Freundin Adrians, welcher Stunden hatte,

wo er nicht bloß Papst sondern außerdem noch Mann war, und zwar ein Mann, welcher an der Schönheit Wohlgefallen fand. Cinnia war sehr schön und es war daher Tintoretto's erstes Geschäft, Cinnia's Bild zu malen und sie zum Mittelpunkt des Paradieses, zu machen. Aber sehen Sie, zum Unglück war das jüngste Gericht Tintoretto's ein sehr großes Gemälde, so groß daß man heutiges Tages, um die Köpfe auf demselben zu zählen, sich eines Canevas bedient, und die in jedem Viereck enthaltenen Köpfe aufzeichnete, um dann das Ganze zu addiren. Ein solches Bild zu malen bedurfte es einiger Jahre, und als Tintoretto bei der Hölle angelangt war, da hatte sich Vieles geändert, sogar das Herz der schönen Cinnia, welche den Papst Adrian um einen Fürsten Colonna verlassen hatte. Der heilige Vater, welcher, wie gesagt, nicht bloß Papst sondern auch Mann war, haßte natürlich die Ungetreue und wollte Rache an ihr nehmen. Er befahl daher dem Tintoretto die Cinnia noch einmal auf seinem Gemälde anzubringen, aber diesmal in der Hölle als verdammte und verurtheilte Sünderin.*) — Ah, an dieses Bild denke ich immer, wenn ich die Favoriten oder Favoritinnen

*) Historisch.

der Fürsten betrachte und mich an ihrem Hochmuth und Stolz ergötze. Wenn ich sie im Paradiese ihrer Macht und Gunst sehe, so sage ich zu mir selber: ich werde Euch bald auf dem glühenden Rost der Ungnade braten sehen und die Teufel der Schadenfreude und des Neides werden Euren Leib zerfleischen! — Sehen Sie da, Fredersdorf, das ist meine Antwort auf Ihre verwunderte Anfrage, ob ich in einem Jahr das Hofleben verlernt habe!

Und bei Gott, eine sehr gründliche Antwort, welche wenigstens zeigt, daß der Herr Baron Pöllnitz sich in einem Jahr durchaus nicht verändert hat, sondern immer noch der erfahrene Weltmann, der weise Cavalier geblieben ist!

Herr Baron von Pöllnitz! Warum geben Sie mir nicht meinen Titel? Warum nennen Sie mich nicht Oberkammerherr?

Nun, weil Sie nicht mehr im Dienst des Königs sind, sondern Ihre Entlassung genommen haben!

Gott gebe, daß Biche mir gnädig ist; dann wird der König, hoffe ich, diese genommene Entlassung vergessen. Aber noch einige Fragen, theuerster Fredersdorf! Sie sagen, die Königin Mutter habe keinen Einfluß. Wie aber ist es mit der Gemahlin des Königs, mit Elisabeth Christine? Ist Sie vielleicht jetzt die regierende Königin?

Wann sind Sie von Ihrer Reise zurückgekehrt?

Nun, diese Nacht, und kaum vom Wagen gestiegen eilte ich hierher.

Das ist freilich eine Entschuldigung für Ihre Frage, denn wenn Sie erst diese Nacht angekommen sind, konnten Sie freilich noch nicht wissen was heute für ein wichtiges Ereigniß bei Hofe stattfindet! Der König wird heute seinem Hofe seinen Bruder August Wilhelm als den Prinzen von Preußen, seinen Thronfolger, vorstellen. Ich denke, das ist eine genügende Antwort auf Ihre Frage nach der Königin. Sie lebt in Schönhausen und ist die Wittwe ihres Gemahls, des Königs, welcher niemals das Wort an sie richtet, selbst dann nicht, wenn er an den großen Galatagen bei Tafel neben ihr sitzt.

Nun noch eine letzte Frage, theuerster Freund? Wie steht es mit Ihnen? Sind Sie noch einflußreich? Liebt der König Sie noch immer so sehr, wie vor einem Jahr? Haben Sie Hoffnung, das Ziel Ihres Ehrgeizes zu erreichen und Einfluß zu gewinnen?

Ich bin nicht mehr ehrgeizig, sagte Fredersdorf seufzend. Nein, ich habe keine Sehnsucht mehr darnach, der König eines Königs zu sein, sondern mein einziges Sehnen ist, unabhängig von allen Königen der Welt, kurz, mein eigener König und Herr zu sein. Vielleicht gelingt

mir dies bald! Wo nicht, nun, so wird es mir ergehen wie so vielen Andern, da ich meine Sclavenketten nicht zerreißen kann, so werde ich von ihnen erdrückt werden. Was aber meinen Einfluß auf den König anbetrifft, so wird es Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit einem halben Jahre eine Frau glühend liebe, von welcher auch ich geliebt werde, daß ich sie aber nicht heirathen kann, weil der König mir trotz meines Flehens nicht seine Einwilligung zu dieser Heirath geben will!

Und er hat Recht, rief Herr von Pöllnitz lebhaft, indem er sich behaglich im Sopha ausstreckte. Ein Thor ist derjenige, welcher daran denkt seine edle Freiheit hinzugeben an ein Weib!

Das sagen Sie, Herr Baron? Sie, welcher doch den Hof und den König aufgegeben hatte, um nach Nürnberg zu gehen und sich dort zu vermählen?

Ah, wie geschickt Sie mir das Messer aus den Händen gespielt haben und aus einem Gefragten ein Frager geworden sind! Nun, es ist billig, daß auch Ihre Neugierde befriedigt werde. Fragen Sie also immerhin, ich werde Ihnen antworten!

Sie sind also nicht verheirathet, Baron?

Durchaus nicht, und ich habe geschworen, daß For-

tuna allein noch meine Geliebte sein soll, nicht aber ein sterbliches Weib!

Demnach ist also auch das Gerücht falsch, welches besagte, daß Sie abermals Ihre Religion gewechselt und jetzt protestantisch geworden wären?

Nicht doch, dieses Gerücht hat die Wahrheit gesagt. Diese Nürnberger Patrizierin wollte keine Hand annehmen, welche ihr von einem Nichtprotestanten geboten wurde! Ich zog also den Handschuh meines Katholicismus aus und zog dafür den Protestantismus an. Mein Gott, für einen Mann von Welt darf der äußere Glaube doch nichts weiter sein, als ein Toilettengegenstand! Wie es zum guten Ton gehört, daß die Fürsten, wenn sie die befreundeten Höfe besuchen, jedes Mal die Orden und die Uniformen des Landes in welchem sie eben verweilen, und des Fürsten den sie eben besuchen, anlegen, so ist es auch bei mir Regel der Etiquette, immer die Religion anzulegen, welche gerade der Situation in welcher ich mich befinde, angemessen ist. Meine Situation in Nürnberg erforderte, daß ich Protestant wurde, also ward ich es.

Und dennoch zerschlug sich die Heirath?

Sie zerschlug sich an dem harten Eigensinn meiner Braut, welche durchaus nicht in Gütergemeinschaft mit mir leben und mir nicht den Nießbrauch ihres Vermögens

gönnen wollte. Begreifen Sie einen solchen Unsinn? Zu denken, daß ich sie bloß heirathen würde, um aus einem mittelmäßig hübschen Bürgermädchen eine Baronin, eine Reichsbaronin von Pöllnitz zu machen, ohne dafür einen andern Lohn, als eine Frau zu haben! Sie wollte meinen Rang heirathen und fand es beleidigend, daß ich nicht sie, sondern ihre Million heirathen wollte! An diesem Zwiespalt scheiterte unsere Ehe, und ich bin dessen jetzt recht froh und schäme mich meines Heirathsrausches von ganzer Seele! Der König hat also Grund mit mir zufrieden zu sein!

Sie denken also alles Ernstes daran, wieder hier zu bleiben?

Finden Sie das nicht ganz natürlich, Theuerster? Ich habe ein halbes Jahrhundert an diesem Hofe gelebt, und mich an seine Langweiligkeit, Nüchternheit und Steifheit so sehr gewöhnt wie man sich an ein altes hartes Feldbett gewöhnt, das Einem durch die Gewohnheit zuletzt weicher erscheint als das schwellendste Lager von Eiderdaunen. Außerdem, mein Lieber, habe ich so eben in Nürnberg eine Million eingebüßt, und ich muß daher auf Ersatz sinnen, um mein Leben eines Cavaliers würdig beschließen zu können. Ich muß also wieder meinen freien Nacken beugen und dienstbar werden. Sie müssen mir

dazu behülflich sein, indem Sie mir heute, gleich jetzt, eine Audienz beim Könige erwirken, und so weit denke ich wird Ihr Einfluß doch noch reichen. Das Uebrige sei dann meine Sorge.

Wir wollen sehen, sagte Fredersdorf, ich habe dem König heute eine frohe Nachricht zu bringen, vielleicht macht diese ihn heiter und willfährig, und er bewilligt Ihnen die Audienz.

Und diese Nachricht, welche Sie ihm zu bringen haben?

Die Barberina ist angekommen!

Ach, die berühmte Tänzerin?

Dieselbe! Wir haben sie der Republik Venedig und ihrem Liebhaber, dem Lord Macintosh, entrissen, und der Baron von Sweerts hat sie als Gefangene nach Berlin geführt.

Pöllnitz richtete sich halb vom Sopha empor, und hastig seine Hand auf den Arm des Geheimkämmerers legend, sah er ihn mit freudestrahlenden Augen an.

Ich habe da eben einen Plan gemacht, einen himmlischen Plan, sagte er. Mein Freund, die Tage der Macht und des Glanzes werden jetzt doch für uns aufgehen, und Ihr Ehrgeiz, welcher krank lag und darnieder gebeugt, wird jetzt genesen und sein Haupt stolz empor richten. Was ich lange suchte, ist endlich gefunden! Der König ist noch zu jung, zu feurig und endlich zu sehr Dichter

und Genie, um unempfindlich zu sein. Selbst Achill hatte seine Ferse, wo er verwundbar war. Auch Friedrich hat seine verwundbare Stelle, und wissen Sie, wer ihn da treffen und den Pfeil auf ihn abschießen wird?

Nun?

Die Signora Barberina! Ah, Sie lächeln, Sie schütteln ungläubig das Haupt? Sie sind also kein guter Psycholog? Sie wissen also nicht, daß man Das am meisten zu begehren pflegt, was sich Einem am heftigsten zu entziehen scheint, und daß man Das am höchsten schätzt, was man sich durch Kampf erworben hat. Urtheilen Sie also, wie hoch der König die Barberina schätzen muß, um deretwillen er eine Monate lange diplomatische Fehde mit der Republik Venedig führte und die er endlich dem Lord Stuart Macintosh gewissermaßen abgekämpft hat.

Es ist wahr, sagte Fredersdorf nachdenklich, seit acht Tagen erwartet der König mit wahrer Ungeduld die Ankunft dieser schönen Tänzerin und er hat befohlen, daß wenn sie in Berlin eintrifft, sofort ihm davon Anzeige gemacht werde.

Der König wird diese Signora Barberina lieben, sage ich Ihnen, rief Pöllnitz, indem er sich wieder langsam in die Sophakissen zurücklehnte. Ich werde ihr daher

heute noch einen Besuch machen und mit der Signora das Nöthige verabreden. Ach, jetzt bin ich zufrieden, jetzt sehe ich Land, eine kleine Insel der Glückseligkeit, welche mich, den armen Schiffbrüchigen, wieder aufnimmt und mir Schutz und Obdach gewährt! Ich werde mich zu dem unentbehrlichen Rathgeber der Signora Barberina machen, und ich werde sie lehren wie sie den Starrsinn des Königs bezwingen und ihn zu ihrem Sclaven machen kann!

Träume, Träume! sagte Fredersdorf achselzuckend.

Träume, welche ich zur Wirklichkeit machen werde, sobald Sie mir nur erst eine Audienz beim König bewilligt haben!

Wir werden sehen, was sich thun läßt, und ob — Aber hören Sie, der König ist schon wach, er hat seine Fenster geöffnet und spielt auf der Flöte, wie er das alle Morgen zu thun pflegt. Dieses morgendliche Flötenspiel ist für mich immer der Barometer seiner Stimmung und ich weiß daran immer zu beurtheilen, was für Wetter wir heute haben werden und ob es heiter oder stürmisch sein wird! Treten wir also an's Fenster und horchen wir ein wenig!

Thun wir das! sagte Pöllnitz, indem er sich mit jugendlicher Elastizität von seinem Divan erhob und Fredersdorf zu dem offenen Fenster folgte. Horchen wir!

Und Beide an die Brüstung des Fensters gelehnt, horchten sie mit angehaltenem Athem dieser Musik, welche da von den obern Fenstern zu ihnen hernieder säuselte, und zugleich mit dem Duft der Orangen und der erquickenden Sommerluft in dieses Gemach eindrang, in welchem die beiden Höflinge sich befanden, und jeden Ton dieser Musik belauerten, wie etwa die Katze jedes frohe Aufjauchzen des unschuldigen Vogels belauert und bewacht, um den Moment zu erspähen, wo sie ihn verschlingen kann.

Es war ein Adagio, welches der König auf seiner Flöte spielte, und in dessen Vortrag er bekanntlich Meister war. Leise zitternd wie in unendlicher Wehmuth, bald schluchzend und klagend, bald aufjauchzend in schmerzlicher Seligkeit, dann wieder seufzend und weinend rieselten diese Töne wie kostbare Perlen oder wie durchsichtige Thränen durch die balsamische Sommerluft, und selbst die Vögel in den duftigen Gebüschen und der Wind, welcher in den Bäumen gerauscht, und die Wogen des Flusses, die mit leisem Gemurmel an das Ufer geplätschert kamen, die ganze Natur schien einen Augenblick ihren Athem anzuhalten, um dieser sanften schönen Musik zu lauschen, deren Urheber nicht nur ein König sondern auch ein Künstler war.

Auch Fredersdorf fühlte die Macht und die bewältigende Kraft dieser Musik wieder wie sonst auf sich wirken. Die alte Liebe für Friedrich durchströmte wieder sein Herz und füllte es mit neuen Gluthen, indem es seine Augen mit Thränen netzte.

Er ist doch der edelsten Geister Einer, und man kann ihm niemals zürnen, weil man immer wieder gezwungen ist ihn anzubeten! sagte er leise vor sich hin, als des König's Flöte eben schwieg.

Nun? fragte Pöllnitz, dessen Antlitz nicht einen Moment den Ausdruck listiger Schlauheit und kalter Aufmerksamkeit verloren hatte, nun, wie steht das Barometer heute? Werden wir einen sonnenhellen Tag haben?

Ja! Der König ist heute in seiner klaren sanften Stimmung. Wahrscheinlich ist er schon einige Stunden wach und hat an irgend einen seiner Freunde geschrieben, an Voltaire oder Algarotti, das macht ihn immer still, heiter und sonnenklar.

Ich werde also meine Audienz haben?

Sie werden sie haben!

Dann, theuerster Freund, habe ich Sie nur noch zu bitten um die Chocolade für die edle, seelenausforschende Hündin, die Signora Biche!

III.

Die Morgenstunde eines Königs.

König Friedrich hatte sein Adagio beendet und stand, die Flöte noch immer in der herabgesenkten Hand haltend, neben dem offenen Fenster, an dessen Brüstung gelehnt er hinausschaute in den Garten. Sein sonst so feuriges großes Auge war eben wie von leiser Wehmuth gesänftigt, um seinen feinen, edelgeformten Mund zuckte es wie ein schmerzliches Lächeln. Die Töne, welche er eben gespielt, klangen noch in ihm nach und hielten seine Seele noch in leiser Schwermuth gefangen. Aber sei es, daß er sich seinem trüben Sinnen entreißen wollte oder daß er dem Ideengange folgte, welchen seine Gedanken in ihm angeregt, er schellte heftig und befahl dem eintretenden Lakayen, den Geheimrath und Director des Armenwesens Jordan zu ihm zu bescheiden.

Wenige Minuten später trat der Gerufene, welcher sich seit einigen Tagen als Gast des Königs im

Schloß zu Charlottenburg befand, in das Zimmer des Königs.

Friedrich ging ihm lebhaft entgegen und reichte ihm seine beiden Hände dar.

Guten Morgen, Jordan, sagte er, ihm mit dem Ausdruck innigster Theilnahme in das bleiche kranke Antlitz schauend. Ich hoffe, Du hast eine schöne und erquickliche Nacht gehabt.

Eine schöne Nacht, gewiß, denn ich träumte von Eurer Majestät! sagte Jordan mit einem sanften Lächeln.

Der König ließ seine Hände los und trat seufzend einen Schritt zurück. Eurer Majestät, wiederholte er. Warum legst Du denn eine so kalte Hand auf mein Herz, welches Dir eben so warm entgegenschlug. Wozu denn hier die Etikette? Wer hört uns denn? Sind wir nicht allein, und dürfen uns den Austausch zweier Seelen gestatten, welche sich verstehen und sich lieben? Vergiß also ein wenig die Majestät, mein Freund, denn Du siehst wohl, ich bin noch im Morgenkleid und trage nicht, wie die Könige auf der Bühne, meine Krone und meinen Scepter selbst im Bett oder im Schlafrock mit mir herum.

Oh, sagte Jordan, indem er Friedrich mit den Blicken eines Liebenden betrachtete, der ganz selig und andächtig ist im Anschauen seiner Geliebten. Oh, es bedarf keiner

Krone auf Ihrer Stirn, um Sie als einen König von Gottes Gnaden erkennen zu lassen. Die angeborene Majestät leuchtet von Ihrer Stirn.

Das macht, sagte Friedrich mit leiser Ironie, das macht, weil wir Fürsten anerkanntermaßen die wohlgelungensten Portraits des höchsten Gottes sind, Portraits, mit denen Ihr übrigen Menschenkinder Euch gar nicht vergleichen könnt, denn wahrscheinlich seid Ihr nur die Portraits des zweiten und dritten Gottes der Dreieinigkeit, die Portraits des Sohnes und des heiligen Geistes, während wir Fürsten die Quintessenz der Gottähnlichkeit auf unsern verwitterten langweiligen Angesichtern tragen!

Ach, ach, wenn dieser fromme Pfarrer Eberhard Sie jetzt hören könnte, Sire, welch ein Ärgerniß würde er wieder daran nehmen!

Der König lachte. Weißt Du, Jordan, sagte er dann sehr ernst, ich glaube, Gott hat mich recht eigentlich dazu berufen, den Priestern ein Ärgerniß zu sein, und ihnen den Dummheits- oder Hochmuths-Teufel ein wenig auszutreiben. Ich halte das in der That für einen Haupttheil meiner Sendung und bin überzeugt, daß Gott mich zu einem umgekehrten Messias bestimmt hat, nämlich zu einem Messias, welcher berufen ist, die Kirche, dieses stolze und eitle Machwerk heuchlerischer Priester, umzu-

stürzen und die reine ungetrübte Gottesverehrung an ihre Stelle zu setzen.

Ja, wenn die Menschen den klaren Geist eines Friedrich hätten! rief Jordan achselzuckend. Wenn ihr Auge wäre, wie das meines königlichen Adlers, dem es gegeben ist gerade und fest in die Sonne zu schauen, ohne sich davon geblendet zu fühlen! Aber, Sire, die übrigen Menschen gleichen Ihnen so wenig! Sie sind Alle wie die ernsten, steifen Nachteulen und müssen wie diese eine zweite Hornhaut über ihre Augen ziehen, wenn die Sonne scheint, weil sie sonst erblinden könnten. Eine solche zweite Hornhaut ist für die menschlichen Nachteulen die Kirche oder vielmehr die Kirchen, denn der Ehrgeiz und die Schlauheit dieser Priester hat sich nicht mit Einer Kirche begnügen lassen, sondern deren jetzt schon viere geschaffen.

Und damit Drachenzähne gesäet, welche als blutdürstige Krieger aufgegangen sind, die sich und die ganze Menschheit zerfleischen! rief der König heftig. Höre, Jordan, wir sind da gleich auf ein Thema gekommen, welches mich, wie Du weißt, immer am meisten beschäftigt und am häufigsten mein Nachdenken in Anspruch nimmt. Und gerade in diesen Angelegenheiten wollte ich heute Deinen Rath beanspruchen. Komm also, Freund, setzen wir uns, und höre was ich Dir zu sagen habe. Du

weißt, die Frommen und die Priester verlästern mich als einen Gotteslängner, weil ich nicht denke wie sie, und nicht glaube wie sie. Wer aber von ihnen hat nun den rechten Glauben? Wo ist die Wahrheit und die Weisheit? Jeder glaubt sie zu haben und deshalb scheint mir, hat sie Keiner. In demselben Lande, ja in derselben Stadt lehrt man uns an verschiedenen Orten, unter dem Namen Religion, die entgegengesetztesten und widerstreitendsten Dogmen. Hier droht man uns mit dem ewigen Feuer, wenn wir glauben wollen, daß Gott selbst in diesen trügerischen Scheinbildern, zum Beispiel des Abendmahls enthalten sei; dort wieder lehrt man uns mit derselben Sicherheit, daß wir dieselbe Strafe erleiden, wenn wir das nicht glauben. Welche Widersinnigkeiten! Die einfache Darlegung der verschiedenen Religionen des Weltalls würde eine ganze Reihe von Folianten anfüllen. Jede Religion fast verdammt die andere. Sie können also demzufolge nicht alle die wahrhaftigen sein, da die Wahrheit sich nicht selbst opponiren kann. Wenn es nur eine wahrhaftige Religion gäbe, würde Gott sie uns klar und ohne Zweideutigkeiten verkündigt haben. Gott, welcher die Wahrheit selber ist, kann ja nicht dunkel sein. Wenn diese Verschiedenheit der Religionen nur den Cultus und die Ceremonien beträfe, so könnte man das gelten lassen, wie man die Ver-

schiedenheit der Kleider als eine angenehme Abwechselung gelten läßt. Aber die Dogmen, welche man in England lehrt, sind unvereinbar mit denen, welche in Rom Gültigkeit haben. Die Religion der Chinesen schließt die der Perser aus; jede Religionsgesellschaft glaubt sich infaillible und schleudert ihre Blitze gegen die übrigen.*) — Wem es gegeben wäre, diese Zwistigkeiten zu vermitteln, diese Widersätze auszugleichen, der würde der Welt den Frieden geben, der würde in Wahrheit der Messias und Erlöser sein.

Der würde leisten, was Gott selber nicht vermag, wie es scheint, sagte Jordan mit einem matten Lächeln. Der würde zuerst ein großes Massacre anstiften und die Priester aller Religionen hinschlachten müssen!

Und das gerade will ich! rief der König aus. Ein Massacre will ich anrichten unter ihren Priestern, nicht ein körperliches, blutiges, sondern ein rein geistiges, denn ich sage Dir, Jordan, Gott wohnt nicht in den Kirchen dieser hochmüthigen Priester, welche sich doch vorzugsweise die Diener Gottes nennen, aber er war so gut bei Moses auf dem Berge Sinai, als er dem Zoroaster begegnete in der Wüste, er war an Dante's Seite, als er die Divina Comedia schrieb, wie er die Schiffe des

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Supplement des oeuvres posthumes. Vol. II. pag. 14.

Columbus lenkte, als sie auszogen, eine neue Welt zu entdecken. Gott ist überall, und daß sie ihn anbeten und verehren und an ihn glauben, das eben zeugt von der höhern Berufung der Menschen, von ihrer Gottähnlichkeit!

Ach, und sie wollen sagen, daß mein König nicht an Gott glaube! rief Jordan mit Thränen in den Augen, indem er die Hand des Königs ergriff und sie fest an seine Lippen drückte. Sie wollen Friedrich einen Ungläubigen nennen, und wagen es wider ihn von den Kanzeln zu predigen und zu schelten!

Ja wohl bin ich ihnen ein Ungläubiger, da ich nicht glaube, was sie glauben! sagte der König lächelnd. Und wenn sie wider mich predigen, Freund, so beweist das doch nur, daß sie mich fürchten und einen mächtigen Feind in mir wittern. Und der Feind der Priester will ich sein mein Lebelang, das heißt dieser stolzen und hochmüthigen Priester, welche sich weise dünken und Alles verachten, was nicht denkt wie sie. Alle diese verschiedenen Kirchen mit den verschiedenen Dogmen will ich zerstören und sie auflösen in eine Universalkirche, wohin Jeder kommen und Gott anbeten kann auf seine Weise. Denn die Anbetung Gottes, das allein kann doch der Zweck aller Kirchen sein, aller dieser verschiedenen Dogmen, die eine die andere befehden und ihre Thüren schließen, wenn

ein anders Denkender ihnen naht. Ich aber will alle ihre Kirchenthüren öffnen und die reine, freie Gottesluft durch alle ihre verdumpften Häuser ziehen lassen. Einen Tempel will ich bauen, einen großen, unermeßlichen Tempel, ein zweites Pantheon, eine Kirche, welche in sich alle Kirchen umfaßt und in welcher jeder Religion ihr Altar und jedem Cultus seine Religionsübung gestattet sei. Gott anbeten wollen sie Alle, mögen sie es Jeder auf seine Weise thun! Siehst Du, sie reden Alle so viel von Brüderlichkeit und zerfleischen sich doch untereinander. Laß mich mein Pantheon bauen, dann werden die Menschen in Wahrheit Brüder werden, der Jude und der sogenannte Heide, der Muhamedaner und der Perser, der Calvinist und der Katholik, der Lutheraner und der Reformirte, sie Alle werden kommen in mein Pantheon, um Gott anzubeten, und allgemach werden alle Formeln und alle Dogmen von ihnen abfallen, sie werden Alle glauben an Einen Gott und die Kirchen aller dieser verschiedenen Secten werden leer stehen und zusammenfallen.*)

Des Königs Antlitz war von einer strahlenden Schön-

*) Ueber den Plan des Königs, ein Pantheon für alle Religionen zu bauen, berichtet Thiébault in seinen Souvenirs de vingt ans. Vol. V. 220.

heit, während er so sprach, eine edle Begeisterung flammte aus seinen großen, klaren Augen, seine Wangen waren sanft geröthet, wie von dem Morgenhauch eines neuen Lichtes, und ein Ausdruck erhabener Freude leuchtete von seiner hohen, wunderbaren Stirn.

Jordan blickte ihn an mit unendlicher Liebe, aber zugleich so trübe und schmerzvoll, daß der König inmitten seiner Begeisterung sich davon erkältet und gestört fühlte.

Wie, Jordan, Du bist nicht meiner Meinung? fragte er verwundert. Unsere Seelen, welche sich sonst immer im tiefsten Verständniß begegnet sind, sollen sich diesmal nicht treffen? Du schüttelst Dein Haupt? Du billigst also nicht die Idee meines Pantheons?

Es ist eine zu erhabene Idee, Sire, um verwirklicht werden zu können. Die Menschen bedürfen der Religion, wenn sie nicht ihren innersten sittlichen Halt verlieren sollen.

Nein, sie bedürfen dazu nur Gottes, nur die Liebe zu diesem erhabenen, höchsten Wesen, welches wir Gott nennen! Die sicherste Probe aber, an der wir erkennen können ob wir Gott lieben, liegt darin, daß wir den unerschütterlichen und festen Willen haben, ihm zu gehorchen. Demgemäß bedürfen wir keiner andern Religion, als unserer Vernunft, die uns von Gott gegeben ist. Sobald diese erkennt, daß Er gesprochen hat, soll sie

schweigen und sich unterwerfen. Die innere Anbetung Gottes muß darin bestehen, daß wir sein Wesen und das, was wir ihm schulden, erkennen, die äußere Anbetung soll darin sich äußern, daß wir alle Dinge so thun, wie sie vernünftig und der Erhabenheit Gottes, wie unserer Abhängigkeit von ihm gemäß sind!*)

Nur daß leider die Welt noch nicht aufgeklärt genug ist, um das begreifen zu können, erwiederte Jordan, nur daß Euere Majestät gerade das Gegentheil von dem bewirken möchten, was Sie beabsichtigen. Denn alle diese Religionen, welche, wie Sie sagen, so ganz unvereinbar sind, würden sich demzufolge durch diese äußere Vereinigung verletzt und verlästert fühlen; der gegenseitige Haß würde täglich auf's Neue angefacht, die Antipathien täglich genährt und dieser religiöse Eifer, der immer exclusiv sein muß, mit neuer Nahrung versehen werden. Nicht bloß die Priester, sondern auch die Fürsten und Könige würden mit Entsetzen diesen Plan Eurer Majestät sich verwirklichen sehen. Und wie sollte man in den Kabinetten der Könige nicht erschrecken über diesen so gewagten Schritt eines Monarchen, der, nachdem er eben erst

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. Vol. II.: Pensées sur la réligion. pag. 165.

die Augen aller Politiker auf sich gezogen, jetzt auch hinabsteigen wollte in die Gewissen seiner Unterthanen, um sie nach seinem Gefallen zu bilden und zu beugen? Oh wie würde der Neid sich mit all' seinen giftigen Schlangen an den Triumphwagen eines Königs heften, der, nachdem er schon so Großes gethan, noch Größeres zu beabsichtigen schiene, und welcher die Schwachen und die Guten auf den Trümmern ihrer umgestürzten Tempel zum Weinen und Jammern verdammen würde. Nein, mein König, diese Idee eines Pantheons, eines gemeinsamen Gotteshauses für alle Religionen, sie ist zu erhaben, um ausführbar zu sein. Sie ist großartig und herrlich, aber leider nicht weise, das heißt nicht weise, weil sie zu groß ist, um von der kleinen Menschheit verstanden zu werden. — Nun aber mögen mir Euere Majestät verzeihen, daß ich die Wahrheit sagte, aber ich mußte es thun, denn gleich meinem König liebe ich Gott, und Gott ist die Wahrheit!

Und Du hast wohl gethan, mein Jordan, sagte der König nach einer langen Pause, in welcher er sinnend und tiefernst zum Himmel emporgeschaut hatte. Ja, Du hast wohl gethan, und ich fühle wohl, daß Du Recht hast mit Deinen Einsprüchen gegen mein Pantheon. Ich opfere Dir also meine Lieblingsidee, ich lasse um Deinetwillen mein Pantheon in Trümmer zerfallen. Das mag

Dir ein Zeugniß meiner Liebe sein, mein Jordan. Ich werde also die Priester nicht bekämpfen in meiner Kirche, aber ich werde sie verfolgen in der ihrigen, und ich sage Dir, es wird ein langer und hartnäckiger Kampf sein, der dauern wird, so lange mein Leben dauert. Ich will nicht, daß das Volk verdummt werde von den Muckern und Priestern. Ich will in meinen Landen keine andern Könige dulden neben mir, sondern ich allein will König sein. Mögen die Priester sich bescheiden, in Demuth und Stille die Lehrer und Vorbeter ihrer Gemeinde zu sein, aber wenn es ihnen einfallen sollte, kleine Päpste zu spielen und sich für die alleinigen Besitzer der Himmelsschlüssel zu halten, so sollen sie an mir einen Widersacher finden, der ihnen beweisen wird, daß ihre Schlüssel falsche Dietriche sind, mit denen sie das Allerheiligste aufschließen und erbrechen wollen, um zu entwenden, was nicht ihr Eigenthum ist! Wahrheit und Klarheit, das soll die Devise meines ganzen Lebens sein, nach ihr will ich handeln, und nach ihr auch mein Volk regieren. Ich will kein verdummtes Volk, keine in Aberglauben und Gewissensangst zitternden Priestersclaven, ich will, daß das Volk denken lerne, und also soll der Gedanke frei sein in meinen Landen, und kein Censor und keine Polizei soll ihn beschneiden und bewachen, denn der Gedanke ist wie die

allbefruchtende Sonne, allnährend, allerhaltend und erleuchtend, auch schlechte und giftige Blumen und schädliches Ungeziefer und Gewürme erzeugend und an's Dasein rufend, aber auch dieses hat ja das Recht der Existenz, und wenn man es ruhig gewähren läßt, so stirbt es an seiner eigenen Nichtswürdigkeit und Erbärmlichkeit, so geht es zu Grunde an der Verachtung der Guten und Bessern!

Man muß eben Friedrich der Einzige sein, um so frei und groß und vorurtheilslos denken zu können! rief Jordan begeistert aus. Glauben Sie mir nur, mein König, daß Sie in Europa der einzige lebende Herrscher sind, welcher solche Gedanken hegen, solchen Muth fassen darf, seinem Volk das freie Wort und den freien Gedanken zu bewilligen!

Ich werde und will immer so handeln, daß ich Beide nicht zu fürchten habe, sagte der König einfach, dann mögen die Menschen über mich sagen und denken, was sie wollen, was kümmert es mich. An ihren Verlästerungen und Verketzerungen werde ich mich amüsiren, und ihr Lob, — nun, das ist eine billige Waare, die ich mit jedem geschickten Taschenspieler und jedem Comödianten theilen muß. Der Beifall meines eigenen Gewissens, der Beifall meiner Freunde, der Deine, mein

Jordan, das allein hat Werth für mich, und dann, setzte er ernst, fast feierlich hinzu, dann vor allen Dingen der Nachruhm! Ich will nicht, daß mein Name verklingen soll wie ein Ton oder eine heitere Melodie, ich will ihn mit goldner Schrift in die Tafeln der Geschichte einzeichnen, ich will, daß er leuchtend wie ein Sternbild am Horizont stehen und daß mein Volk, wenn es nach Jahrhunderten meiner gedenkt, noch sagen soll: Friedrich der Zweite, das war der König, welcher Preußen groß gemacht und seine Grenzen erweitert hat, das war der Vater, welcher sein Volk mehr geliebt hat, als sich selber, denn er opferte seinem Dienst die eigene Ruhe, die eigene Behaglichkeit, das war der Lehrer, welcher unsere Geister frei gemacht und uns mündig gesprochen hat! Oh, Freund, Du mußt mir helfen und beistehen, dies Ziel zu erreichen, nach welchem meine ganze Seele dürstet. Bleibe also, bleibe mit Deiner Liebe, Deiner Treue, Deiner Wahrheit und Aufrichtigkeit immer an meiner Seite, hilf mir das Gute fördern, das Schlechte strafen, das Edle erkennen und das Unedle entlarven! Oh, Jordan, Jordan, Gott hat mich vielleicht bestimmt, ein großer König zu sein, hilf Du mir auch ein guter Mensch zu bleiben!

Er warf sich mit leidenschaftlichem Ungestüm an Jordan's Brust und drückte ihn fest und innig in seine Arme.

Jordan fand nicht die Kraft zu sprechen, aber den König fest umschlingend, hob er das große feuchte Auge zum Himmel empor. In diesem Auge stand ein Gebet, ein inbrünstiges, glühendes Gebet für diesen Mann, welcher da an seinem Busen ruhte und welcher für ihn nicht der mächtige, gebietende König, sondern der edle, liebevolle Mensch, der Dichter und Gelehrte, der Freund war, zu dessen Genie er bewundernd und anbetend emporblickte. — Aber wie er jetzt andachtsvoll, tief erschüttert zum Himmel aufschauete, flog es plötzlich kalt und eisig, wie der Athem des Todes, über sein Antlitz hin, wühlte es in seiner Brust wie mit glühenden Eisenzangen. Ein kurzes leises Hüsteln drang aus seiner Brust hervor. Mit einer raschen heftigen Bewegung machte er sich aus den Armen des Königs frei, und hastig einige Schritte zurücktretend, wandte er sich ab und drückte sein Taschentuch fest an seine Lippen.

Jordan, Du leidest, Du bist krank? rief der König angstvoll.

Jordan wandte sich wieder zu ihm hin, und sein Antlitz war ruhig und heiter, sein Auge strahlte wieder in dem so seltsamen, so geheimnißvoll rührenden

Feuer dieser Krankheit, welche den Tod unter den hellaufglühenden Rosen der Wangen und den leuchtenden Augen verbirgt, und minder grausam als alle andern Krankheiten, der Seele ihre Frische und dem Herzen seine Liebeskraft läßt!

Nicht doch, Sire, sagte Jordan lächelnd, ich leide gar nicht, und wie könnte ich in Ihrer Nähe auch anders als glücklich, gesund und frohen Herzens sein!

Und indem er so sprach, wollte er das Taschentuch wieder in seiner Rocktasche bergen.

Aber der König blickte mit ernsten, fast strengen Augen auf dieses Tuch hin.

Jordan, sagte er, warum drücktest Du das Tuch vorher so hastig an Deine Lippen?

Jordan zwang sich zu lachen. Nun, sagte er, weil ich, wie Euere Majestät gehört haben, husten mußte und ich Ihnen diese unangenehme Musik nur mit einem Sardino geben wollte.

Nein, es geschah nicht deshalb, sagte der König, und hastig auf Jordan zuschreitend, entriß er ihm das Tuch.

Blut, es ist mit Blut getränkt, rief der König so schmerzvoll, so klagend aus, daß man wohl fühlte, wie sehr er dieses unheilvolle Zeichen der Krankheit seines Freundes erkannte und fürchtete.

Nun ja, sagte Jordan mit erzwungener Heiterkeit, es ist Blut, welches ich vergossen habe. Euere Majestät sehen also wie blutdürstig ich bin, nur daß ich unglücklicher Weise nicht Ihrer Feinde Blut vergieße, sondern mein eigenes, welches ich freilich gern tropfenweise vergießen möchte, wenn ich meinem edlen und geliebten Friedrich dadurch eine Stunde der Sorge oder des Kummers ersparen könnte!

Und Du bist es doch jetzt, welcher mir Kummer macht, rief Friedrich fast zürnend. Du bist krank und verschweigst es mir, Du leidest und zwingst Dich zur Heiterkeit und verbirgst mir Deine Leiden, statt Dich an meine Ärzte zu wenden und ihren Rath und Beistand zu beanspruchen.

Friedrich der Weise sagte mir einst, die Ärzte seien Quacksalber und Charlatane, und nur wer einen langsamen Selbstmord begehen wolle, solle sich von ihnen Recepte schreiben lassen.

Nicht doch, das sagte Dir nicht Friedrich der Weise, sondern Friedrich der Thor, welcher am Tage wohl sagt, daß er keine Furcht habe vor Gespenstern, aber doch um die Mittternachtsstunde sehr gern ein Vaterunser betet, um sie abzuwehren. Wer wollte auch zu den Ärzten Vertrauen haben, so lange man gesund ist; nur wenn man krank ist und ihrer bedarf, fängt man an, sie hochzu-

schätzen. Du bist krank, Deine Brust leidet! Ich bitte Dich also, mein Jordan, ja ich fordre es von Dir als ein Zeichen Deiner Freundschaft, daß Du sofort Dich an meinen Arzt wendest und genau und pünktlich befolgst, was er Dir sagen wird.

Ich werde das thun, und wenn Euere Majestät erlaubt, werde ich das sogar sogleich thun, sagte Jordan, der jetzt nicht mehr die Kraft fand, diese physische Schwäche, die natürliche Folge des Blutauswurfs, zu bewältigen, und sich schwankend und zitternd an den nahen Tisch lehnen mußte, um nicht umzusinken.

Der König sah es und rollte sofort seinen eigenen Lehnsessel herbei, Jordan mit liebevoller zärtlicher Besorglichkeit in denselben niederdrückend. Dann rief er seine Kammerlakayen herbei und befahl ihnen leise flüsternd, Jordan so mit dem Lehnsessel in sein Zimmer zu tragen, und dann sofort den königlichen Leibarzt Ellert zu dem Kranken zu bescheiden.

Und es wird doch Alles umsonst sein und ich werde ihn dennoch verlieren, murmelte der König, während er traurig nach der Thür hinblickte, durch welche so eben die Gestalt seines Freundes entschwunden war. Ja, ich werde ihn verlieren, wie ich Suhm verloren habe, und wie ich bald auch meinen Cäsarion, den guten Kaiserling,

verlieren werde. Oh, oh, warum gab mir Gott ein so warmes Herz für die Freundschaft, wenn er mir doch die Freunde nicht lassen will!

Die Arme ineinanderschlagend trat er an's Fenster und blickte lange gedankenvoll und traurig in den Garten hinunter, dessen frisches Grünen und Blühen er dennoch nicht gewahrte, weil sein Blick nach innen gekehrt war, und dort die Grabeshügel seiner Freunde sah.

Aber plötzlich sich aus seinem Sinnen emporraffend, schüttelte er hastig sein Haupt, wie der Löwe es thun mag, wenn irgend ein Gewürm sich in seine Mähne verwirrt hat, und griff dann nach seiner Flöte, dieser treuen Gefährtin aller seiner Leiden und Kämpfe.

IV.

Der begnadigte Cavalier.

Wieder begann er zu spielen, aber dies Mal war es kein Adagio, sondern ein heiteres übermüthiges Allegro, mit dem der König sich seine Traurigkeit übertäuben und die Thränen aus seinem Herzen hinwegjubeln wollte. So, die Flöte blasend, ging er im Zimmer auf und ab, dann und wann vor dem Sopha stehen bleibend, auf welchem zierlich zusammengerollt das Windspiel Biche lag. Jedes Mal, wenn der König vor ihr stehen blieb, hob sie das Haupt empor, mit ihren klugen freundlichen Augen zu ihm aufblickend und mit einem sanften Wedeln ihres Schwanzes ihren königlichen Freund begrüßend, welche Begrüßung der König jedes Mal mit einem freundlichen Kopfnicken erwiederte, bevor er wieder weiter ging. Dann immer noch Flöte blasend, ging der König zu dem silbernen Knopf, der dort in der Ecke des Zimmers auf

dem Fußboden sich befand und drückte ihn mit dem Fuß nieder.

Dieser Knopf machte eine Klingel ertönen, welche in dem unmittelbar unter dem Kabinet des Königs sich befindenden Zimmer Fredersdorf's ausmündete und ihn zu seinem Herrn hinaufrief.

Wenige Minuten später trat der Gerufene in das Zimmer, ruhig an der Thür stehen bleibend bis der König sein Musikstück geendet und die Flöte bei Seite gelegt hatte.

Guten Morgen, Fredersdorf, sagte der König dann, während er seinen Günstling mit einem scharfen, durchdringenden Blick ansah, welcher diesen unwillkührlich erbeben und das Auge niederschlagen machte. Du bist wohl schon lange munter, da Du so schnell auf mein Klingeln gekommen bist.

Ja, Majestät, ich bin schon lange wach und wie Euere Majestät sagen, auch munter, denn ich habe Euerer Majestät eine frohe Nachricht zu bringen.

Nun, so laß hören, sagte der König lächelnd. Hat etwa meine Muhme, die Kaiserin Maria Theresia, freiwillig sich ihrem Gegenkaiser Karl dem Siebenten unterworfen, oder hat sich England mit Frankreich versöhnt, oder auch, und das scheint mir das Wahrscheinlichere,

hat mein Geheimkämmerer Fredersdorf endlich das Geheimniß entdeckt, Gold zu machen, wonach er so lange, so vergeblich trachtete und das er so gerne mit den höchsten, den feierlichsten Opfern erkaufen möchte!

Der König legte einen so eigenthümlichen Nachdruck auf das Wort „Opfer", daß Fredersdorf sich ängstlich fragte, ob am Ende der König heute seine Unterhaltung mit Joseph belauscht und erfahren habe, welches Opfer er nächstens dem Teufel darzubringen habe.

Nun, so sage schnell Deine Neuigkeit, fuhr der König nach einer kleinen Pause fort, denn Du siehst wohl, daß ich mich mit den fabelhaftesten Dingen herumquäle, um sie zu errathen.

Sire, die Barberina ist gestern in Berlin eingetroffen.

Wirklich! sagte der König gelassen. Wir haben sie also endlich der Republik Venedig und dem Lord Stuart Mackenzie abgewonnen!

Nicht doch, Sire, denn der Lord ist gleichfalls heute Morgen in Berlin angelangt.

Der König runzelte die Stirn. Dies ist also, wie es scheint, eine sehr ernsthafte Liebe, sagte er, welche am Ende mit einer albernen Heirath schließen möchte. Ich liebe es nicht, wenn Leute, welche in meinen Diensten

stehn, mit solchen Liebes- und Heirathsprojecten umhergehen, das leitet ihre Gedanken von ihrem Dienst ab.

Euere Majestät urtheilen sehr hart, murmelte Fredersdorf, welcher sehr wohl verstand, daß der König ihm selber auch einen Verweis geben wollte.

Nun, ich urtheile nicht bloß so, sondern ich handele selber nach dieser Ansicht. Erlaube ich mir jemals eine solche Zerstreuung? Habe ich jemals eine Liebschaft? Oder meinst Du wirklich, Fredersdorf, daß mein Blut wie Eis in meinen Adern erstarrt und mein Herz versteinert ist, und daß ich aufgehört habe ein Mann zu sein, seit ich ein König geworden bin?

Ich glaube, daß Euere Majestät viel zu groß, zu erhaben ist, um Jemanden finden zu können, der Ihrer Liebe würdig wäre!

Thorheit, Fredersdorf, wenn man liebt, legt man nicht erst sich selber auf die Wagschale und berechnet, wie viel Pfund Würdigkeit man schwer ist, sondern man liebt und vergißt darüber alles Andere. Nun aber darf ich nicht vergessen, daß ich König bin und meine Zeit und meine Kräfte meinem Lande weihen muß. Siehst Du, deßhalb fliehe ich die Liebe, weil mein Herz allzu zärtlich ist. Und so sollst auch Du sie fliehen, und so darfst auch Du nicht vergessen, daß Du Deinem

König Deine Kräfte weihen mußt, und so soll auch diese Signora Barberina nicht vergessen, daß sie in meinen Diensten steht, und tanzen, nicht aber lieben soll. Mag sie Liebeleien und Amouren haben, so viel sie will, aber eine ernsthafte Liebe, das verbitte ich mir, denn wie kann eine Tänzerin heiter und übermüthig ihre Ballottements und Entrechats schlagen, wenn ihr eine ernsthafte Liebe im Herzen sitzt. Zudem habe ich es dem englischen Gesandten, dem Vetter dieses Lord Stuart, versprochen, daß ich dieses Verhältniß zerreißen will, und da mir an Englands Freundschaft im Augenblick viel gelegen ist, so werde ich mein Versprechen erfüllen. Schreibe also sogleich an meinen Polizeidirektor Kircheisen und melde ihm meinen Befehl, den Lord Mackenzie sofort aus Berlin zu entfernen, und ihn unter sicherer Bedeckung nach Hamburg und von dort auf ein nach London gehendes Schiff zu befördern. Man soll sogleich dem Lord eine Ausweisung aus meinen Landen bringen. Er muß in zwölf Stunden Berlin verlassen haben!*)

---

*) So geschah es in der That. Lord Mackenzie, der zärtliche Geliebte der Tänzerin Barberina, welcher ihr von Venedig nach Berlin gefolgt war, ward sofort nach seiner Ankunft auf speciellen Befehl des Königs aus Berlin und Preußen ausgewiesen, und erhielt einen Zwangspaß nach Hamburg, wohin ihm

Sind das alle Deine Neuigkeiten, Fredersdorf?

Nicht doch, Sire, sagte Fredersdorf, verstohlen nach der Thür hinblickend, welche sich eben leise ein wenig geöffnet hatte. Ich habe noch eine Neuigkeit, aber ich weiß nicht, ob sie Euerer Majestät willkommen sein wird. Der Herr Baron von Pöllnitz —

Hat uns die Annonce seiner Verheirathung geschickt?

Nein, Sire, er hat sich nicht verheirathet.

In diesem Augenblick begann Biche ein wenig zu knurren, und richtete sich aus ihrer behaglichen Stellung von dem Divan empor. Der König achtete nicht darauf, denn die Worte Fredersdorf's beschäftigten ihn noch.

Wie, er hat sich nicht verheirathet, sagst Du?

Nein, er hat sich nicht verheirathet und bittet Euere Majestät um die Gnade, ihm zu gestatten, daß er sein ganzes Leben nur seinem König, und keinem andern menschlichen Wesen, weihen dürfe, sagte eine klägliche Stimme hinter ihm, und als der König sich umwandte,

---

einige königliche Polizeibeamte das Geleite gaben. Von dort aus richtete er einige sehr zärtliche und rührende Briefe an seine schöne Geliebte, welche diese indeß niemals erhielt, und die sich noch heute im königlichen Archiv zu Berlin befinden. Siehe Schneider's Geschichte der Oper und des Opernhauses von Berlin, pag. 25.

sah er seinen frühern Ober-Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz, welcher neben der Thür niedergekniet war und seine gefaltenen Hände flehend nach dem König ausstreckte.

Der König brach in ein lautes Gelächter aus, während Biche ein kurzes freudiges Geheul ausstieß und in raschen Sätzen zu dem Knieenden hinsprang, den sie schmeichelnd und wedelnd umhüpfte, und seine Hände zu lecken schien, welche der büßende Baron allerdings nicht so fest gefalten hielt, daß das Windspiel nicht mit seiner zierlichen, schlangenartigen Schnauze das zwischen den gefaltenen Händen verborgene Stück Chocolade hätte beriechen und belecken können.

Der König, wie gesagt, lachte Anfangs, dann aber, als er sah, wie die Biche zärtlich die Hände des Barons zu lecken schien, sagte er kopfschüttelnd: Ich werde heute in der That irre an dem richtigen Instinct meiner kleinen Biche. Sie scheint den Pöllnitz da wahrhaftig mit Freuden zu begrüßen, während sie ihm, wie es sein böses und treuloses Herz verdient, mit ihrem scharfen Gebiß in die Waden fahren sollte.

Sire, glücklicher Weise ist mir mein Herz noch nicht in die Waden versackt, sagte Pöllnitz, und die Biche würde es also dort nicht finden. Nein, diese kluge Biche

weiß, daß der Pöllnitz sein Herz immer noch auf demselben richtigen Fleck hat, und daß es allein die Liebe zu meinem König und Herrn ist, welche mich wieder nach Berlin zurückzieht!

Narrheiten! sagte der König. Ein Pöllnitz kennt keine andere Liebe, als die zu seiner eigenen werthen Person und zu den Geldbeuteln Anderer. Sage Er also, wenn Er will, daß ich ihm verzeihen soll, schnell und ohne Umschweife, was Ihn wieder hieher zurückführt, während Er doch auszog sich einen Geldsack mit einer Million zu heirathen?

Sire, ohne Umschweife also, der Geldsack wollte sich mir nicht öffnen und sich von mir nicht nach meinem Belieben ausschütten lassen.

Ah, ich verstehe, sagte der König lachend, die schöne Nürnbergerin hatte von Seinem Talent, Geld auszuschütten, Nachricht erhalten und hielt es für gerathener lieber den Reichsbaron als ihre Million zu verlieren.

So ungefähr ist es, Sire.

Ich fange an, vor der Klugheit dieser Nürnbergerin Respect zu haben, sagte Friedrich lächelnd. Sie scheint einen bessern Instinct zu haben, als meine Biche, welche immer seine Hände beleckt.

Oh, Biche kennt mich besser als irgend ein Mensch,

sagte Pöllnitz, das Windspiel zärtlich streichelnd. Biche weiß, daß mein Herz nur Eine Liebe kennt, die Liebe zu meinem König und Herrn, und daß ich hieher zurückgekehrt bin, um gleich der Biche mich zu den Füßen meines königlichen Herrn niederzulegen, und mit gleicher Demuth und Ergebenheit Seinen Fußtritt wie Seine Freundlichkeit hinzunehmen, gleich dankbarlichst den Knochen anzunehmen, den mir Sein Erbarmen hinwirft, oder die köstliche, leckere Speise, die mir Seine Großmuth gewähren will!

Er ist ein ausgemachter Narr, sagte der König lächelnd, und wenn es nicht nach meinen Begriffen die menschliche Natur entwürdigen hieße, einen Menschen zum Capriolenmacher und perpetuirlichen Narrenthum zu engagiren, so würde ich aus Ihm meinen Hofnarren machen, der allen meinen übrigen Cavalieren als Beispiel dienen sollte, wie sie nicht sein sollen.

Ich habe diese schmerzliche Strafe, diese grausame Zurechtweisung meines königlichen Herrn verschuldet, sagte Herr von Pöllnitz noch immer auf den Knieen liegend. Ich unterwerfe mich also schweigend, und versuche es nicht einmal mich zu rechtfertigen.

Daran thut Er auch sehr wohl, denn es würde Ihm nicht gelingen. Er hat treulos und herzlos meinen Dienst

verlassen, weil Er hoffte, eine Million zu heirathen. Jetzt, da die Heirath faillirt hat, kommt Er zurück mit der großen Lüge von Seiner Liebe zu meinem Königshause im Munde, und schämt Sich nicht, sich mit einem Hunde zu vergleichen, und ganz demüthig zu hundewedeln, bloß damit ich Ihn wieder in Gnaden aufnehmen soll. Aber denke Er nicht, daß ich mich von seinen albernen Liebescapriolen täuschen lasse. Hätte Er anderswo ein glänzenderes Unterkommen gefunden, so wäre Er nicht zu mir zurückgekommen, da das aber nicht der Fall ist, so kommt Er und lügt, daß Er aus Liebe kommt. Sieht Er, ich kenne Ihn und ich weiß, wer Er ist, Er kann mich also nicht mehr täuschen, und sicherlich würde ich Ihn nicht wieder in meine Dienste nehmen, wäre Er nicht ein altes Inventarium meines Hauses, ein Erbstück meines Großvaters Friedrich. Ich behalte Ihn aus Rücksicht für die beiden verstorbenen Könige, denen Er gedient, und die Ihn gern gehabt; um derenwillen darf und will ich Ihn nicht verhungern und zu Grunde gehen lassen. Aber denke Er nicht, daß ich Ihm hier ein Lotterbette bereiten will und Er mein Geld verzehren soll, ohne Etwas dafür zu thun. Er muß sich Sein Leben und Seinen Unterhalt erarbeiten und verdienen, so gut, wie wir Alle es thun. Ich bewillige Ihm also eine Pension,

aber Er soll dabei bleiben, was Er war, mein Ober-Ceremonienmeister. Auf solche Albernheiten versteht Er sich besser, als Wir, denn Er ist in einer guten Schule gebildet und hat das Ceremonienwesen unter Preußens erstem König gründlich studiren können. Und damit Er sich nicht beschweren kann, daß wir es Ihm an Ämtern und Würden fehlen lassen, wollen wir noch ein anderes Amt auf seine Schultern legen und Ihn zu unserem Ober-Garderobenmeister ernennen, auf daß man nicht sagen könne, Wir huldigten nicht auch der Narrheit dieser Welt und brächten ihr unsern Tribut dar! Möge Er also auch Ober-Garderobenmeister genannt werden, nur rathe ich Ihm, daß Er sich niemals untersteht, es auch wirklich sein zu wollen und sich etwa um meine Röcke und Chemisen zu bekümmern. Oh, er würde Uns zu einem köstlichen, gestickten Affen herausstaffiren, wenn wir Ihn gewähren ließen! Wir müssen einen Ober-Garderobenmeister haben, weil es die Etikette so mit sich bringt, aber Er hat sich um Alles in der Welt eher zu bekümmern, als um meine Garderobe. Versteht Er mich?

Es ist Alles, was Euere Majestät zu sagen geruhten, mit Flammenschrift in mein Herz eingezeichnet!

In seine Kniee, will Er sagen, denn ich meine, sie müssen Ihn gewaltig brennen vom langen Knieen. Das

war eine Lection, die ich Ihm da ertheilte à la façon der Dorfschulmeister, welche den unartigen Buben einen Esel umhangen und sie dann eine Stunde auf Erbsen knieen lassen. Jetzt kann Er aufstehen, die Lection ist zu Ende; ich nehme Ihm den Esel ab und hänge Ihm den Ober-Ceremonienmeister und Ober-Garderobenmeister um.

Herr von Pöllnitz erhob sich von seinen Knieen, und sich aufrichtend machte er dann vor dem König eine jener tiefen kunstgerechten Verbeugungen, in deren Ausführung er anerkannter Meister war.

Wann befehlen Euere Majestät, daß ich mein Amt antreten soll? fragte er.

Heute, gleich in dieser Stunde. Es ist da ein schwedischer außerordentlicher Gesandter, der Graf Tessin, eingetroffen! Wir werden ihn in feierlicher Audienz zu empfangen haben. Er wird dazu die nöthigen Anordnungen treffen. Er tritt also gleich in Function.

Demzufolge, Euere Majestät, tritt auch wohl mein Gehalt sofort in Function? fragte Pöllnitz in seiner gewohnten unverschämten Weise.

Ich habe nicht von einem Gehalt, sondern nur von einer Pension gesprochen. Ich gebe ihm eine Pension,

und damit Er mein Geld nicht nutzlos verzehrt, gebe ich Ihm diese nutzlosen Ämter.

Erhalte ich nicht mindestens dann für die zwei Ämter auch zwei Pensionen? fragte Pöllnitz kleinlaut.

Er ist ein Fripon durch und durch! sagte der König lachend. Aber ich kenne Ihn, und werde es nicht machen wie mein Vater, welcher Ihn einst fragte, wie viel Er bedürfen würde, um das Leben eines anständigen Cavaliers zu führen, und dem Er auseinandersetzte, daß ein Jahrgehalt von hunderttausend Thalern nicht dazu ausreichen würde. Ich gebe Ihm eine Pension von zweitausend Thalern, und ich sage Ihm, daß das ausreichen muß, um Seines Ranges würdig zu leben. Wehe Ihm aber, wenn Er sich wieder untersteht, sein früheres liederliches Leben auf's Neue zu beginnen, und wiederum Sein Geld und das anderer Leute zu vergeuden. Ich verspreche Ihm, daß ich niemals wieder für Ihn Schulden bezahlen werde, und damit nicht andere leichtgläubige Menschen so thöricht sind, Ihm Geld zu leihen, werde ich ein öffentliches Verbot ergehen und es ausdrücklich verbieten lassen, Ihm bei funfzig Thalern Strafe Geld zu borgen. Ist Er damit einverstanden, und will er um diesen Preis doch wieder in meine Dienste treten?

Um jeden Preis, den es der Gnade Euerer Majestät

gefallen mag, mir aufzuerlegen. Aber wenn, trotz dieser öffentlichen Bekanntmachung dennoch sich Leute finden, welche mir Geld borgen, so werden Euere Majestät einsehen, daß das nicht meine Schuld ist, und also auch nicht als meine Schuld, die ich wieder bezahlen muß, betrachtet werden kann.

Nun, ich werde Vorkehrungen treffen, sagte der König lachend, daß Niemand so thöricht sein wird, Ihm Geld zu borgen, oder wenn es Jemand thut, es in der sichern Voraussetzung geschieht, dasselbe nicht wieder zu erhalten, so daß Ihm Geld leihen, so viel bedeuten wird als Ihm Geld schenken, indem man Ihm zugleich die Mühe des Danksagens erspart. Ich werde durch alle Straßen austrommeln lassen, daß Niemand Ihm Geld leihen soll, und wenn es geschieht, derselbe kein Recht hat, es von Ihm wieder zu fordern. Ist Er damit auch noch zufrieden?

Oh, Euere Majestät werden mir damit eine große Wohlthat erzeigen, denn Sie werden mich unverantwortlich machen. Wehe dann den Dummköpfen und den Thoren, welche so närrisch sein werden, mir Geld zu leihen! Oh, es wird nun für mich keinen Moment der Langenweile mehr geben, denn ich werde immer diese belustigende Arbeit haben, Dummköpfe mir geneigt und Thoren in mich verliebt zu machen und als glücklicher

und gewandter Taschenspieler ihnen das Geld aus ihrer Tasche in die meine zu locken.

Er ist incorrigible! sagte der König. Wenn ich Ihn sehe, glaube ich nicht, daß die Menschen allein nach dem Ebenbilde Gottes, sondern auch ein wenig nach dem Ebenbilde des Teufels geschaffen sind, und ich halte Ihn für ein ziemlich gelungenes Portrait des Letztern, was Ihn wohl nicht weiter ärgern wird, denn ich denke mir, daß für ihn Gott und Teufel so ziemlich Einerlei ist.

Oh nicht doch, Majestät, erwiederte Pöllnitz mit einem schlauen Lächeln, ich habe zu viel Religion, um nicht Gott und Teufel unterscheiden zu können.

Ja, wahrlich zu viel Religion hat Er, oder wenigstens zu viel Religionen, rief der König. Bei welcher Religion zum Beispiel steht Er denn jetzt?

Sire, ich bin protestantisch geworden.

Aus Ueberzeugung?

So lange ich an den Besitz einer zu heirathenden Million glaubte, aus Ueberzeugung, ja! Denn diese Million würde mich glücklich gemacht haben, und man darf sich wohl erlauben, ein Protestant zu werden, um glücklich zu sein.

Sage Er einmal, wie oft hat Er jetzt schon Seine Religion gewechselt? fragte der König sinnend.

Oh nicht sehr häufig, Sire, ich suche immer noch nach der rechten Religion, und weil ich noch nicht gefunden, was ich suchte, nämlich die Religion die mich befriedigt und mir Genüge thut, deshalb habe ich so oft gewechselt. Man hat mich in meiner Kindheit als Lutheraner erzogen und getauft und ich hatte nichts dagegen, sondern blieb dabei, bis ich in Rom in der St. Peterskirche den heiligen Vater die Messe abhalten sah. Der feierliche Act ergriff mich so sehr, daß ich sofort katholisch ward. Dies war indessen eigentlich kein Religionswechsel, denn ich hatte bis dahin freiwillig keine Religion angenommen. Es war also eigentlich meine erste Religion.

Ja, ja! Das war damals, als Er in Frankreich seiner sterbenden Braut ihre Diamanten gestohlen hatte und damit entflohen war.

Oh, Sire, das ist ein boshaftes Mährchen, welches meine Feinde erzählten, welches aber ungegründet ist. Denn wenn ich wirklich diese wundervollen Brillanten, welche eine halbe Million werth waren, von meiner sterbenden Braut als Erbschaft angenommen und sie verkauft hätte, so würde das genügt haben, mir ein comfortables Leben zu sichern, und ich würde dann nicht nöthig gehabt haben, katholisch zu werden.

Ah, Er gesteht also ein, daß Er katholisch ward,

nicht aus Ueberzeugung, sondern weil der Papst und die Cardinäle in Rom Ihm dadurch gewogen wurden!

Dem Scharfblick Eurer Majestät entgeht nichts, ich wage daher auch nicht weiter zu streiten. Als Katholik kam ich nach Berlin zurück, wo der hochselige König mich gnädig aufnahm. Er war ein so edler und frommer Mann, daß ich bald von dem glühendsten Verlangen beseelt ward, ihm nachzueifern, und einsah, wie wenig ich meinem Seelenheil genützt hatte, als ich katholisch ward. Ich faßte also einen kühnen Entschluß und trat zur reformirten Kirche über.

Und Er erreichte dadurch seinen Zweck, Er ward der Liebling des Königs, meines Herrn Vaters. Da dieser aber jetzt leider Ihm keine Gnaden mehr erzeigen kann, so war es auch für Ihn nicht mehr nöthig ein Reformirter zu sein, und so ist Er jetzt lutherisch geworden!

Oh man kennt den hohen, über alle Vorurtheile erhabenen Sinn unsers jungen Königs, rief Pöllnitz. Man weiß, daß es unserm edlen König ganz gleichgültig ist, welcher Religion man angehören und zu welchem Glauben man sich bekennen möge, vorausgesetzt, daß man nur die Eine Religion hat, ein tüchtiger, brauchbarer und treuer Diener seines Königs und seines Vaterlandes sein zu wollen!

Der König schleuderte auf ihn einen finstern verächt-

lichen Blick. Ihr seid ein miserabler Religionsspötter, sagte er, und nicht die Vernunft ist es gewesen, welche Euch zu einem Verächter der christlichen Religion gemacht hat. Es giebt viele Personen, welche aus Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit nicht an die christliche Religion glauben; diese aber können keine ehrlichen Menschen sein. Man hat ihnen vielleicht seit ihrer Kindheit gepredigt das Böse nicht zu thun, aus Furcht vor dem Fegefeuer, sobald sie dann nicht mehr an das Fegefeuer glauben, scheuen sie sich auch nicht mehr, das Böse zu thun.*) Solch' ein Mensch ist Er, und ich sage Ihm, Er wird doch dafür noch zuletzt im Fegefeuer braten. Denn allerdings giebt es ein Fegefeuer. Man muß es aber nur nicht anderswo als in seinem eigenen Gewissen suchen wollen. — Geh' Er jetzt, und trete Er seinen Dienst an. In zwei Stunden will ich den Grafen Tessin im Schloß zu Berlin empfangen! Adieu!

Pöllnitz machte die drei üblichen, ehrfurchtsvollen Verbeugungen und verließ das Zimmer.

Der König sah ihm mit einem zugleich ernsten und spöttischen Ausdruck nach. Er ist ein ausgemachter Fripon,

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes Vol. II. Pensées sur la réligion. pag. 166.

sagte er dann, sich an Fredersdorf wendend, welcher eben eintrat. Ich glaube, er wäre im Stande seine Mutter zu verkaufen, wenn es ihm gerade an Geld gebricht. Du hast mir da einen schönen Gesellen zugeführt, Fredersdorf, es ist ein wahres Glück, daß es nicht mehrere von dieser Raçe giebt. Der Pöllnitz hat wenigstens den Ruhm einzig in seiner Art zu sein! Sind noch mehr Menschen da, welchen ich Audienz zu ertheilen habe?

Sire, das Vorzimmer ist gedrängt voll und Jedermann behauptet, seine Beschwerden nur Euerer Majestät selber vortragen zu können. Euere Majestät würden aber, um alle diese Leute anzuhören, sehr vieler Zeit bedürfen, und zudem wäre das ein sehr verderbliches Beispiel, denn wenn Sie heute funfzig Menschen anhören, werden morgen hundert kommen und gerechterweise dieselbe Gnade beanspruchen. Man muß also dem bei Zeiten vorbeugen, und ich habe allen diesen Leuten die Weisung gegeben, ihre Beschwerden schriftlich aufzusetzen und an Euere Majestät einzuschicken.

Nun ich denke, Jedermann weiß, daß dies die Art ist, wie man sich gewöhnlich an mich wendet, und wenn also diese Leute es doch nicht gethan haben, so ist das ein Beweis, daß ihnen dieser gewöhnliche Weg nicht genügte und sie meinten, mich persönlich sprechen zu müssen. Es giebt sehr viele Dinge, welche man wohl sagen, aber

nicht aufschreiben kann, und ich denke nicht, daß ein König das Recht hat, sein Ohr diesen Worten, welche sich nur sagen, aber nicht schreiben lassen, zu verschließen. Ein Fürst ist nicht dazu da, sich wie ein Götzenbild in einen Schrank stellen, und nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten sich anstarren und bewundern zu lassen, sondern er muß seinem Volke das sein, was der Hausaltar und der Hausgott den alten Römern war, der geheiligte Mittelpunct ihres Daseins, die Stätte, welcher sie nur mit gesammeltem Herzen und frommer Andacht sich nahten, und an der sie alle ihre Sorgen, ihre Kümmernisse und Freuden mit freimüthigem Herzen bekannten, und durch das Bekenntniß sich erleichtert fühlten. Diese Stätte aber war ihnen immer offen, und zu jeder Zeit konnten sie dahin sich flüchten. So will auch ich meinen Unterthanen niemals verschlossen sein. Nein, nein, ich will der Hausgott meines Volkes sein und alle ihre Sorgen und Kümmernisse sollen vor mir ein williges Ohr finden. Weise mir also Niemand mehr ab, Fredersdorf; ich werde es auch öffentlich bekannt machen lassen, daß Jedermann das Recht haben soll, mir seine Beschwerden, Anträge oder Bitten persönlich vorzutragen.*)

*) Das geschah auch am 25. Juni 1744. Siehe Rödenbeck: Tagebuch aus Friedrich d. Gr. Regentenleben. pag. 104.

Oh, wie ist doch das Herz meines Königs so großmüthig und voller Güte, sagte Fredersdorf traurig. Jedermann soll seine Beschwerden vortragen und für dieselbe Abhülfe erwarten können, nur ich nicht! Nur mir verschließt der König sein Ohr, und meine Beschwerde und meine Bitte will er nicht hören.

Du beschwerst Dich, daß ich Dir nicht meinen Consens geben will, Dich zu verheirathen. Aber was willst Du, ich habe Dich zu lieb, um Dich aufgeben zu wollen, und Du wärst doch für mich ein verlorener Mann, wenn Du Dir eine Frau nähmest. Man kann nicht zweien Herren dienen, auch will ich Dein Herz nicht mit dieser Mamsell Daum theilen, sondern Du sollst es mir ganz ungetheilt lassen! Nenne mich also nicht grausam, Fredersdorf, sondern sage nur, daß ich Dich liebe und Dich nicht verlieren will.

Oh, Sire, ich würde erst recht in Liebe und Dankbarkeit Ihnen angehören, wenn Sie mir gestatten wollten, glücklich zu sein und dieses Mädchen, welches ich liebe, zu heirathen.

Ich kann keinen verheiratheten Kämmerer gebrauchen, ebensowenig wie einen verheiratheten Staatssekretair, sagte der König mit einem finstern Stirnrunzeln. Sprich also nicht weiter davon, Fredersdorf, sondern schlage Dir diese

Gedanken aus dem Sinn. Mein Gott, es giebt ja so viele andere Dinge, an welche Du Dein Herz hängen kannst, warum muß es denn gerade eine Frau sein!

Weil ich sie liebe, Majestät.

Ah bah, liebst Du nicht andre Dinge, die Dich trösten können? Bist Du nicht ein Gelehrter und ein Alchimist? Nun denn, lies Deinen Horaz, mein Freund, übe Dich in der Kunst Gold zu machen und vergiß darüber die Mamsell Daum, welche doch, unter uns gesagt, keinen andern Vorzug aufzuweisen hat, als daß sie reich ist. Und was Ihren Reichthum anbetrifft, so kann der doch keinen Werth haben für Jemanden, der ohne Zweifel sehr bald über die Schätze der ganzen Welt zu commandiren hat, und mit Hülfe Gottes oder des Teufels doch bald das Geheimniß kennen wird Gold zu machen!

Er hat mein Gespräch mit Joseph belauscht, sagte Fredersdorf zu sich selber, und beschämt und verwirrt schlug er vor den forschenden und lächelnden Blicken des Königs die Augen zu Boden.

Lies nur Deinen Horaz recht fleißig, sagte der König, Du weißt er ist auch mein Lieblingsschriftsteller und besonders liebe ich seine Lieder, diese schönen Lieder an den Quell Bandusia, und die an die schöne Psidyle. Entsinnst Du Dich ihrer wohl? Eins dieser Lieder sollst Du

Dir auswendig lernen, damit Du es mir zuweilen vorlesen kannst!

Welches, Euere Majestät?

Der König nahm das Buch, welches aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch lag und das eine französische Uebersetzung der Horazischen Oden war. Indem er einen vielsagenden Blick auf Fredersdorf warf, las er ihm folgende Stelle vor, die wir hier nicht in französischer, sondern in deutscher Übersetzung wiederholen wollen.

„— Du nur quäle das Herz Dir nicht
Mit reicher Opfrung blutender Lämmer ab;
Aus Rosmarin und zarten Myrten
Winde den Göttern des Hauses Kränze.

Die Hand, die Gabenbaar den Altar berührt,
Umschmeichelt lind, wie köstlicher Opfer Pracht,
Die zürnend abgewandten Götter,
Spendet sie knisterndes Salz und Speltmehl."

Der König warf das Buch nachlässig auf den Tisch und ging langsam einige Mal im Zimmer auf und ab, dann stellte er sich gerade vor Fredersdorf hin und ihn mit seinen großen leuchtenden Augen fest und durchdringend ansehend, wiederholte er bedeutungsvoll: „Du nur quäle das Herz Dir nicht, Mit reicher Opfrung blutender Lämmer ab." —

Ich sehe wohl, sagte Fredersdorf ganz verwirrt und beschämt, ich sehe wohl, Euere Majestät wissen —

Daß es die höchste Zeit ist, unterbrach ihn der König, nach Berlin zu fahren, ja, das weiß ich und Du thust ganz recht, mich daran zu erinnern. Man soll meinen Wagen vorfahren lassen! Ich will sogleich nach Berlin!

V.

Wie man Königin von Schweden wird.

Prinzessin Ulrike, die älteste der beiden noch unverheiratheten Schwestern des Königs, ging in heftiger Erregung in ihrem Zimmer auf und ab. Der König, ihr erhabener Bruder, hatte eben der Königin Mutter einen Besuch abgestattet, und die beiden Prinzessinnen hatten auf ausdrückliches Verlangen des Königs bei diesem Besuch gegenwärtig sein müssen. — Der König war sehr aufgeräumt, sehr heiter und gesprächig gewesen. Er hatte ihnen erzählt, daß die Signora Barberina angekommen sei und heute Abend auf dem Schloßtheater zum ersten Male tanzen werde, zu welcher Vorstellung er die Königin Mutter und die beiden Prinzessinnen eingeladen hatte, mit der besondern Weisung an seine Schwestern, heute Abend eine recht geschmackvolle Toilette zu machen, und bei dem nach dem Theater stattfindenden Ball und Souper eine recht heitere und liebenswürdige Stimmung zu zei-

gen. Beide, hatte der König gesagt, sollten sie heiter sein, die Eine um zu beweisen, daß sie keinen Ärger, die Andere, um zu beweisen, daß sie Freude empfinde. Als dann die beiden jungen Mädchen, neugierig geworden, in ihn gedrungen waren, und den König um eine Erklärung dieser mysteriösen Worte gebeten, hatte er ihnen gesagt, daß der schwedische Gesandte, der Graf Tessin, heute bei den Hoffestlichkeiten zugegen sein würde, und daß derselbe nach Berlin gekommen sei, um für den schwedischen Thronfolger eine Gemahlin auszuwählen, oder vielmehr um eine Gemahlin für denselben anzuhalten. Seine Wahl sei, wie es schiene, schon getroffen, denn der Graf habe den König heute gefragt, ob er schon über die Hand der Prinzessin Amalie verfügt habe, oder ob man um dieselbe noch werben dürfe. Der König hatte ihm darauf erwiedert, daß die Prinzessin Amalie noch durch kein Verlöbniß gebunden sei und die Werbung um sie daher vollkommen frei stehe.

Sei also heute Abend recht schön und recht liebenswürdig, hatte der König gesagt, indem er zärtlich die rosigen Wangen seiner Schwester streichelte. Beweise diesem Herrn Grafen, daß die hohe Stirn meiner kleinen Schwester sehr geeignet dazu ist, eine Krone zu tragen.

Und Euere Majestät wollen wirklich einwilligen, die jüngste meiner Töchter zuerst zu verheirathen? hatte die Königin Mutter gefragt, indem sie nach der Fensternische hinüberblickte, in welche Prinzessin Ulrike sich zurückgezogen hatte.

Der König folgte dem Blick seiner Mutter und bemerkte sehr wohl, daß Prinzeß Ulrike ihre Stirn in finstere Falten gelegt hatte und daß ihre Lippen zitterten.

Aber der König wollte das nicht bemerken, denn das würde geheißen haben, die Kränkung für seine Schwester noch empfindlicher machen.

Nun, ich denke, Euere Majestät waren nicht älter wie Amalie, als Sie Sich meinem Vater vermählten, sagte der König, und wenn der Kronprinz von Schweden gerade Amalie zu heirathen wünscht, so weiß ich nicht, weshalb wir ihm dieselbe verweigern sollten, da wir nicht Juden sind und es bei uns kein Gesetz ist, daß die ältere der Schwestern vor der jüngern verheirathet sein muß. Die Prinzeß Amalie dem Kronprinzen von Schweden verweigern oder ihm dafür die Prinzessin Ulrike anbieten, das würde uns das Aussehen geben, als fürchteten wir diese nicht verheirathen zu können und bieten sie daher als eine überreife Frucht den Käufern an. Ich denke, meine schöne nud geistreiche Schwester Ulrike hat eine solche Beleidigung nicht verdient, und es werden sich auch außer

dem Kronprinzen von Schweden noch Freier genug für sie finden.

Auch bin ich durchaus nicht begierig darnach, mich zu verheirathen, hatte Ulrike gesagt, indem sie stolz ihr Haupt zurückwarf und einen halb mitleidigen, halb zürnenden Blick auf ihre Schwester Amalie gleiten ließ. Nein, ich trage durchaus kein Verlangen mich zu vermählen, denn ich habe in unserer Familie eben nicht so viele Beispiele einer glücklichen Ehe gesehen, um glauben zu können, daß es wirklich ein Glück in der Ehe geben könnte. Alle unsere Schwestern sind unglücklich vermählt und ich sehe nicht ein, warum ich es ihnen gleichthun soll!

Der König lächelte. Ich sehe, daß meine Ulrike ganz meine Aversion gegen die Ehe theilt, sagte er. Aber wir können nicht verlangen, meine Theure, daß Alle es uns gleichthun an Weisheit. Lassen wir also immerhin diese kleine thörichte Amalie sich vermählen und uns abtrünnig werden. Diese Heirath wird ihr viel Mühe und Beschwerde machen, denn nicht genug, daß sie dadurch in das Land der Bären, der Rennthiere und des Schnee's versetzt wird, muß sie auch vorher noch sich taufen lassen und eine neue Religion annehmen. Danken wir also Gott, daß der Kronprinz von Schweden die Caprice hat, nicht Dich, sondern sie zu wählen und über-

lassen wir die kleine Närrin, welche durchaus heirathen will, ihrem Schicksal!

Der König, in seiner gutmüthigen edlen Weise, hatte nur die Absicht gehabt seine Schwester Ulrike zu trösten und ihr Zeit zu geben sich zu sammeln, aber er bemerkte nicht, daß seine Worte zu gleicher Zeit seine jüngste Schwester schmerzlich getroffen hatten und daß sie erbleicht war, als der König gesagt, daß sie eine neue Religion annehmen müsse, um Kronprinzessin von Schweden zu werden.

Auch die stolze Königin Mutter hatte sich von dieser Nachricht schmerzlich getroffen gefühlt. Ich denke, Sire, sagte sie, daß man der Tochter Friedrich Wilhelms des Zweiten, der Schwester des regierenden Königs von Preußen, wohl gestatten wird, ihrer Religion, dem Glauben ihrer Väter, treu zu bleiben.

Madame, erwiederte der König sich ehrfurchtsvoll verneigend, es handelt sich hier zu meinem Bedauern nicht um ihre Väter, sondern darum, daß sie die Mutter von Söhnen sein wird, welche nach den Gesetzen ihres Landes auch dem Glauben ihrer Väter treu bleiben müssen. Sie sehen also wohl, daß, wenn aus dieser Vermählung Etwas werden soll, eine der beiden Parteien nachgeben muß, und da scheint es mir, daß es dann der Beruf

und die Pflicht des Weibes ist, sich zu unterwerfen und nachzugeben.

Oh ja, rief die Königin bitter, mein Sohn ist aus einer zu guten Schule und zu sehr ein ächter Hohenzoller, um nicht immer auf die Unterwerfung und Nachgiebigkeit der Frauen bestehen zu wollen. An diesem Hofe können die Frauen nicht herrschen, sondern nur gehorchen.

Sie können nicht herrschen, aber sie beherrschen uns doch, und indem wir zu gebieten scheinen, gehorchen wir ihnen doch! sagte der König, indem er seiner Mutter ehrfurchtsvoll die Hand küßte und sich dann verabschiedete.

Auch die drei Damen hatten sich sofort schweigend jede in ihre Gemächer zurückgezogen. Jede war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, um die Nähe der Andern ertragen zu können.

Jetzt, da sie allein war, hatte Prinzessin Ulrike nicht mehr nöthig, dieses Lächeln festzuhalten, welches sie so lange, so mühsamer Weise auf ihrem Antlitz bewahrt hatte. Jetzt durfte sie ihrem Zorn erlauben, frei aufzuathmen, und ihr ganzes Wesen wie mit glühenden Feuerströmen zu durchziehen.

Ihre jüngere Schwester, dieses kleine Mädchen von achtzehn Jahren, sollte sich verheirathen, sollte einen zu-

künftigen König heirathen, während sie, die Aeltere, sie das Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, noch unvermählt blieb! Und es war nicht ihre Abneigung, nicht der Wille des Königs, welcher das bewirkte, sondern es geschah, weil Niemand ihre Hand begehrte, es geschah, weil dieser schwedische Gesandte nicht kam, um ihre Hand zu werben, sondern um die ihrer Schwester. Sie war also verschmäht, bei Seite geschoben, übergangen! Denn was auch der König immer sagen mochte, und wenn es auch kein Gesetz gab, welches die Verheirathung der ältern Schwester vor der der jüngern bedingte, so war es doch ein Gesetz des Herkommens, der höhern Schicklichkeit, und dieses Gesetz ward hier verletzt, indem man an ihr, der ältern Schwester, vorüberging und die jüngere wählte.

Als Ulrike das jetzt überlegte, erhob sie sich mit einem einzigen Sprung von dem Sessel, auf welchem sie, überwältigt von dieser Gemüthsbewegung, welche ihre Kniee zittern machte, niedergesunken war. Wie eine kampfbereite Tigerin hatte sie sich fest und gerade aufgerichtet, als erwarte sie den Feind, den sie entschlossen war zu tödten.

Das heftige und stürmische Blut der Hohenzollern war in ihr wachgerufen, der Stolz und die Energie

ihrer Mutter glühte mit fieberischen Pulsschlägen in ihrer Brust.

Sie wäre glücklich gewesen wenn irgend ein Feind ihr gegenüber gestanden hätte, denn sie würde alsdann doch ein Ableitungsmittel, eine Ausflußquelle für diese Ströme von Zorn gehabt haben, welche ihre Adern durchtobten. Aber sie war allein, ganz allein, kein anderer Feind war da, als ihre eigene Person, und da sie Niemand anders sah, mußte sie sich selber bekämpfen, sich selber den Krieg erklären.

Mit hastigen, wilden Schritten trat sie zum Spiegel hin und betrachtete in demselben ihr eigenes Bild. Ihr Auge war dabei eisig kalt, forschend und strenge. Sie prüfte sich selber, sie wollte in ihrer eigenen äußern Erscheinung jetzt die Gründe erfahren, weshalb der schwedische Gesandte nicht um sie, sondern um ihre Schwester zu werben kam.

Es ist wahr, sagte sie, Amalie ist schöner im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Ihre Wangen sind rosiger, ihre Augen sind größer, ihr Lächeln ist fröhlicher und jugendlicher, und ihre kleine und zierliche Gestalt ist zugleich unschuldsvoll und üppig. Sie würde die schönste Schäferin sein, aber sie ist keine Königin. Sie hat keine Majestät und keine Würde, sie hat nicht den im-

posanten Ernst, welchen die Ueberlegung nicht giebt, sondern den die Vorsehung in unsere Züge gelegt hat und ohne welchen man bei einer Königin niemals vergessen wird, daß sie eine Frau ist. Sie hat nicht diese strenge ruhige Erhabenheit, welche jede Vertraulichkeit zurückweist und mit einem leisen Lächeln und einem unmerklichen Händedruck mehr beglückt und belohnt, als eine gewöhnliche Frau es mit der hingebendsten Zärtlichkeit und den heißesten Liebkosungen vermag. Amalie würde niemals eine vollendete Königin, sondern immer auch eine schöne Frau sein, während ich vielleicht eine weniger schöne Frau aber eine vollendetere Königin sein würde. Ich habe das Antlitz und die Gestalt einer Königin, und ich habe auch die Seele einer Königin. Ich würde es verstehen, als Königin meinem Hofe zu imponiren, und nicht um einem frauenhaften Bedürfniß, sondern um dem Ehrgeiz einer Königin zu genügen, würde ich mich vor meinem Volke beliebt machen! Aber man will mich nicht, man verschmäht mich. Amalie wird Königin werden und mir wird es vielleicht ergehen, wie meinen Schwestern, ich werde irgend einen armen Markgrafen, einen kleinen Herzog heirathen und Gott danken müssen, daß ich nicht noch am Ende eine alte appanagirte Prinzessin bleibe.

Sie stampfte wild mit dem Fuß auf den Boden und

ging heftigen Schrittes auf und ab. Aber allmählig wurde ihr Schritt ruhiger, ihre vorher von so finstern Wolken beschattete Stirn begann sich aufzuklären und ein unmerkliches Lächeln umspielte sogar auf einen Moment ihre Lippen, welche der Zorn vorher so fest aufeinander gepreßt hatte.

Am Ende, sagte sie, ist doch der formelle Antrag nicht geschehen und man kann immer noch nicht wissen, ob es auch dazu kommen wird, oder ob der Herr Gesandte sich nicht vielleicht versprochen und meinen Namen mit dem meiner Schwester verwechselt hat. Und da er seinen Antrag noch nicht gemacht hat, so beweist das, daß er erst beobachten, seine Entschlüsse fassen will. Nun, wenn das Resultat seiner Beobachtungen wäre, daß Amalie keine geeignete Gemahlin für seinen Herrn wäre, und wenn Amalie selbst — ich glaube bemerkt zu haben, daß sie erbleichte, als der Könıg ihr von einem Religionswechsel sprach, und daß sie mehr einer Unglücklichen, Kummervollen, denn einer in ihrem Stolz und in ihren Hoffnungen Befriedigten glich, als sie sich vorher in ihr Zimmer begab. Ah, ich sehe jetzt Land, sagte Ulrike hochaufathmend, indem sie mit einem behaglichen Lächeln sich auf den Divan niedergleiten ließ. Ich bin keine Schiffbrüchige mehr, denn ich habe ein Brett gefunden, welches mich vielleicht retten wird. Ueberlegen wir also ein wenig!

Und als wollte das Schicksal selbst ihrer Ueberlegung zu Hülfe kommen, öffnete sich jetzt die Thür und Prinzessin Amalie trat ein.

Ein Blick auf dieselbe genügte, um der Prinzessin Ulrike zu beweisen, daß sie sich nicht getäuscht, sondern daß sie vollkommen Recht gehabt, wenn sie annahm, Amalie sei nicht von Freuden erfüllt über das ihr bevorstehende Ereigniß. — Die Augen der Prinzessin waren geröthet von Thränen und diese Lippen, welche sich sonst so gern zu fröhlichem Geplauder und lustigem Lachen geöffnet hatten, waren fest aufeinander gepreßt.

Ulrike sah das Alles und richtete darnach ihr Benehmen ein. Statt daß sie Amalie sonst kalt und abstoßend empfangen haben würde, ging sie ihr jetzt mit allen Zeichen herzlicher Liebe entgegen und schloß die Schwester, welche sich laut weinend an ihre Brust warf, fest in ihre Arme.

Thränen? fragte Ulrike freundlich, indem sie Amalie zu dem Sopha führte und sie neben sich in die weichen Polster niederzog. Wie, meine arme Schwester, Du weinst, während Dir doch heute ein so glänzendes Loos verkündet worden ist?

Amalie schluchzte nur lauter und barg ihr von Thrä-

nen überfluthetes Antlitz nur noch fester an dem schwesterlichen Busen.

Ulrike blickte mit einem Gemisch von Neugierde und Schadenfreude zu ihrer Schwester nieder. Sie begriff diese Thränen nicht, und es gewährte ihr doch eine Art Genugthuung, Diejenige, welche sie eben noch so sehr beneidet hatte, weinen zu sehn.

Wie? fragte Ulrike weiter. Wärst Du etwa nicht zufrieden damit, eine Königin zu werden?

Amalie hob ihr Antlitz heftig empor und sagte schluchzend: nein, ich bin es nicht zufrieden, eine Abtrünnige, eine Meineidige zu werden. Ich bin es nicht zufrieden, meinen Glauben verläugnen zu müssen, um mir damit eine elende Krone und einen Thron zu erkaufen! Ich habe vor dem Altar gelobt, meinem Glauben und meinem Gotte treu zu bleiben, und jetzt will man, daß ich denselben ablegen soll, wie man ein Kleid ablegt, um es mit einem andern zu vertauschen!

Ach, das ist es! sagte Ulrike mit mühsam unterdrücktem Spott. Du fürchtest diesen Uebertritt, bei welchem Dein armes unschuldiges Gewissen straucheln könnte.

Ich will dem Glauben treu bleiben, in welchem ich erzogen bin, und den ich am Altar beschworen habe! rief Amalie und ihre Thränen begannen wieder heftiger zu fließen.

Nun, man sieht wohl, daß es noch nicht lange her ist, seit Du Deinen Glauben am Altar beschworst, sagte Ulrike lächelnd. Du hast noch den ganzen Fanatismus einer kürzlich erst Geweiheten. Wie würde unser Vater sich freuen, wenn er Dich jetzt sehen könnte.

Er würde mich nicht zwingen, meine Religion zu verläugnen, schluchzte Amalie, er würde um äußern Glanzes willen nicht mein Seelenheil in Gefahr bringen. Oh, es ist sehr hart, sehr grausam von meinem Bruder, so über mich, wie über eine Waare zu bestimmen, und weder mein Herz noch mein Gewissen zu befragen, ob es mit seinen ehrgeizigen Plänen übereinstimmt.

Ulrike heftete auf ihre Schwester einen langen, durchdringenden Blick. Sie hätte gern auf dem Grunde ihrer Seele gelesen, um zu erforschen, ob in Amaliens Herzen wie in ihrem Gewissen nur dieser Eine Widerwille, nur diese Abneigung eines Religionswechsels sich dem Heirathsprojekte widersetzte.

Du also bist gar nicht ehrgeizig? fragte Ulrike. Dich reizt der Gedanke gar nicht, eine Königin zu werden, einen Namen in der Weltgeschichte zu haben?

Das junge Mädchen sah ihre Schwester erstaunt an, und ihre Thränen hörten auf zu fließen.

Was kümmert denn eine Frau die Weltgeschichte?

fragte sie zurück. Was geht es denn mich an, ob sie eines Tages in ihren Geschichtstabellen mich als die Gemahlin eines Königs von Schweden anführen. Es ist ein unglückliches und trauriges Loos, eine Prinzessin zu sein. Man behandelt uns als eine Waare, welche man verhandelt, verkauft an denjenigen, welcher das höchste Gebot thut und die vortheilhaftesten Bedingungen darbietet. Mag dem so sein! Es ist einmal das Loos aller Prinzessinnen, wir sind dazu erzogen und gebildet, und müssen uns dem in Dehmuth unterwerfen. Aber unsere Gewissen sollte man wenigstens unberührt lassen, und wenn man unsere Leiber verkauft, sollte man uns doch mindestens die Freiheit lassen zu denken und zu glauben, was wir wollen, mindestens den armseligen Trost, unsern Gott anzurufen in der Weise, wie es uns gefällt, und Schutz und Beistand zu suchen in den Armen einer Religion, an welche wir glauben und die wir lieben!

Man kann Gott treu sein, auch wenn man seiner Religion ungetreu werden muß! sagte Prinzessin Ulrike, welche in ihrem Innern schon für sich eine Entschuldigung für ihren möglichen Religionswechsel suchte.

Ich kann das nicht! rief Amalie leidenschaftlich. Ich hänge an der Religion meiner Väter, und ich würde zit-

tern vor dem Zorn Gottes, wenn ich sie abschwören müßte!

Dennoch ist es ein so kleiner, unbedeutender Schritt, von der reformirten Kirche bis zur protestantischen, sagte Ulrike gereizt, indem sie ganz vergaß, daß man sie nicht anklagen wollte, und es sich gar nicht um sie handele. Man kann eine eben so gute fromme Christin als Lutheranerin, wie als Reformirte sein!

Ich nicht, ich nicht! rief Amalie mit dem Eigensinn eines Kindes, welches nicht gewohnt ist Widerspruch zu finden. Ich will meine Religion nicht verläugnen, ich will nicht eine Protestantin werden. Das ist gut genug für einen Pöllnitz, aber nicht für die Tochter meines Vaters. Hat uns der König nicht mit tiefer Indignation und Verachtung erzählt, daß Pöllnitz schon wieder seine Religion gewechselt hat und aus einem Reformirten ein Protestant geworden sei, und haben wir nicht Alle darüber gelacht und in unserm Herzen diesen ehrlosen Mann verachtet? Ich will nicht, daß man mich mit einem Pöllnitz auf gleiche Linie stelle! Ich werde meine Religion nicht abläugnen, ich werde meinen Glauben nicht verlassen!

Dann wird es sehr harte Kämpfe, sehr harte Stürme geben, seufzte Ulrike, dann werden die Scenen früherer

Tage sich wieder erneuern, denn unser Bruder ist nicht minder unbeugsam, als es unser Vater war, und seine Brüder und Schwestern, fürchte ich, sind ihm weiter nichts als nützliche Stifte in seiner großen Staatsmaschine, Stifte, die sich gehorsam da einfügen müssen, wo er sie haben und verwenden will.

Das Alles fühle ich und sehe ich voraus, sagte Amalie bebend, und deshalb, Schwester, mußt Du mir helfen und mir beistehen, denn ich schwöre Dir, ich werde meinen Glauben und meine Religion nicht aufgeben.

Ist das Dein reiflich erwogener Entschluß?

Ganz gewiß!

Nun, wenn dem so ist, so will ich Dir meinen Rath nicht vorenthalten!

Sprich, sprich, sagte Amalie athemlos, ihre Arme leise um die schlanke Taille ihrer Schwester schlingend, und ihr Haupt auf ihre Schulter lehnend.

Zunächst also hat der schwedische Gesandte seinen Antrag noch nicht formell gemacht, das beweist, daß er Dich wahrscheinlich erst beobachten und erforschen soll, ob Du eine für den Kronprinzen geeignete Gemahlin bist. Wir haben also noch einen Aufschub, eine Frist, und wenn wir diese recht benutzen, können wir vielleicht das von Dir gewünschte Ziel erreichen. Aber prüfe Dich

noch einmal, zieh noch einmal Dein Herz und Dein Gewissen zu Rathe, ehe Du Dich entscheidest. Ich muß das fordern, schon um meinetwillen, damit Du nicht eines Tages mich anklagen kannst, die Schuld daran zu tragen, daß Dir einst der Thron von Schweden entgangen ist!

Oh, fürchte nichts, meine theure Schwester! Ich bin ganz fest entschlossen! Ich will nicht Königin von Schweden werden um den Preis meiner eigenen Seligkeit!

Du wirst mir also niemals Vorwürfe machen?

Niemals!

Höre also. Von diesem Moment lege eine Maske über Dein Antlitz, das heißt, nimm gegen Deine ganze Umgebung, gegen Deine Freunde, Deine Dienerschaft, gegen die Hofgesellschaft, ja selbst gegen Deine Verwandten einen rauhen, stolzen und übermüthigen Ton an. Besonders zeige Dich gegen diesen schwedischen Gesandten als eine capriciöse, nervöse und hochmüthige Prinzessin, welche es kaum der Mühe werth hält, mit so untergeordneten Menschen seiner Art zu sprechen und sie eines freundlichen Blickes zu würdigen. Wenn Du mit ihm sprichst und er Dir antworten will, schneide ihm das Wort ab und gebiete ihm zu schweigen; wenn er Dir eine Artigkeit sagen will, sei ein recht verständlicher

Ausdruck der Verachtung in Deinem Gesicht Deine einzige Antwort. Setze diese Art des Betragens einige Tage fort und ich bin überzeugt, daß Du Deinen Zweck erreichen wirst.*)

Ach, ich begreife, ich begreife! rief das junge Mädchen vergnügt in ihre kleinen weißen Hände klatschend und mit schnell erheitertem Gesicht. Ich soll diesem Herrn Gesandten durch meine Unliebenswürdigkeit die Worte im Munde erstarren machen, damit er das entscheidende Wort nicht auszusprechen vermag. Oh, das wird eine allerliebste Comödie werden, meine Schwester, und ich verspreche Dir, daß ich die Rolle einer ersten Liebhaberin sehr gut in derselben ausführen will. Oh, ich danke Dir, ich danke Dir! Wie glücklich bin ich doch, eine so kluge Schwester zu haben, eine so tapfere Retterin aus der Gefahr, in welcher ich mich befand.

Sie hat es nicht anders gewollt, sagte Ulrike lakonisch, als sie wieder allein war. Wenn sie keinen Ehrgeiz hat, desto schlimmer für sie, desto besser für mich! — Jetzt aber ist es die höchste Zeit an meine Toilette zu gehen! Oh, ich werde heute viel Mühe und

---

*) Thiébault. IV. 202. folgd.

Nachdenken auf dieselbe verwenden müssen, denn ich will, daß man mich heute schön und liebenswürdig finde. Ich will heute ein ganz bescheidenes, anspruchsloses junges Mädchen sein!

Mit einem ironischen Lächeln begab sie sich in ihr Toilettenzimmer, wo ihre Dienerinnen ihrer harrten.

VI.

Der Versucher.

Während Prinzessin Ulrike sich sehr ernst und überlegend mit ihrer Toilette beschäftigte, war Amalie in ihre Gemächer zurückgekehrt, sinnend und gedankenvoll und ganz damit beschäftigt, wie sie ihre Rolle recht gut und zur Täuschung aller Welt spielen könnte. Vor der Thür, welche von dem Corridor in ihr Ankleidezimmer führte, blieb sie einen Augenblick stehen, denn sie hörte da drinnen ihre Kammerfrauen, welche fröhlich plauderten und lachten.

Sonst wäre sie mit einem heitern Scherz und ganz bereit, an ihrer Fröhlichkeit Theil zu nehmen, zu ihnen eingetreten. Das wäre ihrem Herzen natürlich gewesen; aber jetzt mußte sie ihr eigenes Herz und ihr Naturell verläugnen, um ihre Rolle zu spielen.

Sie legte also ihre Stirn in finstere Falten und trat mit fest zusammengepreßten Lippen in das Zimmer, in

welchem die Frauen eben die Toilette zu den Festlichkeiten dieses Abends ordneten.

Ich finde, daß Sie hier einen sehr unziemlichen Lärm verursachen, sagte Amalie mit seltsam gereiztem Ton, der sogleich die heitern Gesichter der beiden Zofen in ernste Falten legte. Verrichten Sie gefälligst geräuschlos Ihre Arbeiten, und versparen Sie Ihre Narrheiten, bis Sie meine Zimmer verlassen haben. Und was ist das, Mademoiselle Félicien? Was sollen diese Blumen, welche Sie da auf dem Toilettentisch ausgebreitet haben?

Königliche Hoheit, es sind die Blumen zu Ihrer Coiffüre, und diese Bouquets hier sind dazu bestimmt das Florkleid aufzunehmen.

Und mit welchem Rechte erlauben Sie Sich, so über meinen Anzug zu bestimmen?

Ich erlaubte mir das nicht, sagte Mademoiselle Félicien schüchtern. Euere Königliche Hoheit selber waren es ja, welche Alles anordneten. Euere Königliche Hoheit wollten Moosrosen im Haar tragen, und Bouquets solcher Rosen am Busen und zu den Festons des weißen Florkleides.

Mademoiselle, es ziemt sich nicht, mir zu widersprechen, und noch dazu, indem Sie Dinge behaupten, welche falsch sind, rief Prinzessin Amalie zornig. Ich bin durchaus nicht geneigt, in dem Aufputz einer Jardinière zu

erscheinen, und um Ihnen das zu beweisen, werde ich diese Blumen, welche mir hier mit ihrem starken Geruch die Luft verpesten und von denen Sie zu behaupten wagen, daß ich sie bestellt habe, aus dem Fenster werfen.

Und mit einer grausamen Hand alle diese zarten duftigen Rosen zusammenfassend, eilte das junge Mädchen zum Fenster, welches sie öffnete, um die Blumen hinauszuwerfen.

Da, Mademoiselle, da sind die Rosen, welche Sie Sich unterstehen wollten, alberner Weise in mein Haar zu stecken, sagte Amalie mit gutgespieltem Zorn, indem sie die Blumen in den Garten, welcher das Schloß von Monbijou umgiebt, hinabschleuderte. Da sind die Rosen, welche mein Haar —

Plötzlich stieß die Prinzessin einen leisen Schrei aus und blickte erröthend hinab in den Garten. Sie hatte in ihrem Eifer diese beiden Herren gar nicht bemerkt, welche in demselben Augenblick die große Allee, die zum mittlern Schloßportal hinaufführte, heraufkamen, und diese Rosen, welche sie so eben hinausgeworfen, hatten den jüngern und größern der beiden Herren gerade in's Gesicht getroffen.

Er blieb erstaunt und sichtbar überrascht stehen und blickte fragend zu dem Fenster empor, aus welchem diese

seltsame Bombe ihn getroffen. Sein Begleiter aber brach in ein lautes Lachen aus, indem er sich zugleich tief vor der armen Prinzessin verneigte, welche erröthend und verlegen noch immer am Fenster stand.

Von dieser Stunde an glaube ich an das Mährchen von der Rosenfee, sagte der ältere der beiden Herren, welcher Niemand anders als der Herr von Pöllnitz war. Ja, Prinzessin, ich glaube daran und würde mich jetzt gar nicht mehr wundern, wenn Euere Königliche Hoheit eben auf einem von Tauben gezogenen Wolkenwagen zum Fenster hinausflatterten, indem Sie eine zweite, ebenso wundervoll gezielte Rosenladung in das Antlitz meines Freundes hier abfeuerten.

Prinzessin Amalie hatte indeß Zeit gefunden, sich zu sammeln und sich wieder der Rolle zu erinnern, welche sie heute zu spielen hatte.

Ich hoffe, Herr Baron, sagte sie verdrießlich, daß Sie Sich nicht erlauben, anzunehmen, es sei meine Absicht gewesen, mit diesen Rosen Sie oder Ihren Begleiter zu treffen. Ich wollte diese Blumen zum Fenster hinauswerfen, das ist Alles!

Sie verschloß klirrend das Fenster und herrschte ihre Dienerinnen an, sich zu beeilen und ihre Toilette in Ordnung zu bringen.

Während sie mit verdrießlichem Gesicht sich vor den Spiegel niederließ und ihrer französischen Kammerfrau befahl, möglichst viele Bandschleifen und Juwelen in ihr Haar zu stecken, standen unten in dem Garten noch immer die beiden Herren in eifrigem Gespräch mit einander.

Das ist in der That eine gute Vorbedeutung, mein Freund, sagte Pöllnitz zu dem jungen Officier, der gedankenvoll auf die Rosen blickte, die er in der Hand hielt. Wahrhaftig, bei seinem ersten Erscheinen am Hofe von einer königlichen Prinzessin mit Rosen geworfen zu werden, das ist ein großes, ein unerhörtes Glück, das Sie jedenfalls nicht ungenützt dürfen vorübergehen lassen.

Der junge Officier hatte gar nicht auf die Worte seines Begleiters geachtet. Er hatte von den Blumen den Blick erhoben zu dem Fenster, in welchem die liebliche Gestalt der Prinzessin ihm vorher erschienen war.

Oh, flüsterte er gedankenvoll und seufzend vor sich hin, sie ist so wunderschön und lieblich und sie ist eine Prinzessin!

Pöllnitz lachte laut. Man sollte meinen, Sie bedauerten das, sagte er. Hören Sie, junger Freund, stehen Sie nicht da wie im Traum! Kommen Sie, statt sogleich in's Schloß einzutreten, um der Königin Mutter unsere Aufwartung zu machen, wollen wir noch einen Gang

durch den Garten machen, damit Sie Sich erst wieder von ihrer Verzückung erholen und wieder zu Verstande kommen.

Er nahm den Arm des jungen Officiers und zog ihn in die dichtern und belaubtern Seitenwege des Gartens. Nun, mein lieber junger Freund, hören Sie mich und beherzigen Sie wohl, was ich Ihnen zu sagen habe. Der Zufall, oder wenn Sie wollen, das Schicksal hat uns zusammengeführt, denn allerdings ist es kein bloßer Zufall, daß ich, kaum nach Berlin zurückgekehrt und im Begriff der Königin Mutter meine erste Aufwartung zu machen, Ihnen begegne, der gleichfalls eine Audienz bei der Königin Mutter nachsuchen will, um sich ihrer Protection zu empfehlen, und dazu durch einen Brief meines alten langjährigen Freundes, des Grafen Lottum, autorisirt wird. Das reizt, wie billig, meine Neugierde, ich erlaube mir, nach Ihrem Namen zu fragen, und erfahre zu meinem Erstaunen, daß Sie der junge Herr v. Trenck sind, das heißt der Sohn der Frau, welche meine erste Liebe war und die mich sehr unglücklich gemacht hat, indem sie mich verschmähete. Es ist aber immerhin ein sehr eigenthümliches Gefühl, so unerwartet den Sohn seiner ersten Liebe, dessen Vater wir indessen nicht sind, wieder zu finden, und ich fühle schon, daß ich im Stande

wäre, Sie eben so närrisch zu lieben, wie ich Ihre Frau Mutter geliebt habe.

Nur daß ich nicht, wie meine Mutter, Ihre Liebe zurückweisen würde, sagte der junge Officier lachend, indem er dem Oberkammerherrn die Hand darreichte.

Ich hoffe das, entgegnete Pöllnitz lächelnd. Sie sollen an mir immer einen liebenden Vater finden, und gleich heute will ich meine Vaterschaft bei Ihnen beginnen. Zuvörderst, was wollen Sie hier am Hofe?

Carrière machen! General, Feldmarschall werden, wenn's möglich ist! lachte der junge Officier.

Wie alt sind Sie?

Fast neunzehn Jahre!

Sie tragen die Uniform der Officiere des Leibregiments, demzufolge hat der König Sie sehr früh befördert.

Ich war nur acht Tage Cadet, sagte Herr von Trenck stolz. Mein Stiefvater, der Graf von Lottum, hatte mich von Danzig hierher begleitet, um mich persönlich dem König vorzustellen. Seine Majestät empfingen mich sehr gnädig, und erinnerten sich sehr wohl, mich in Königsberg bei der Huldigung gesehen zu haben, wo ich bei der veranstalteten Schulfeierlichkeit sogar

aus den Händen des Königs die ersten Preise empfangen hatte.*)

Weiter! Weiter! sagte Pöllnitz, als der junge Officier jetzt schwieg. Sie sehen, ich bin ganz Ohr, und ich muß Ihre hiesige Stellung genau kennen, wenn ich Ihnen irgendwie nützlich sein soll.

Der König also, wie gesagt, nahm mich sehr freundlich und gnädig auf. Er machte mich sogleich zum Cadetten in seiner reitenden Garde-du-Corps, und als ich das drei Wochen gewesen, ließ er mich eines Tages zu sich rufen. Er hatte von meinem ziemlich starken Gedächtniß gehört und er wollte eine Probe desselben haben.

Nun, und gelang diese Probe? fragte Herr v. Pöllnitz.

Der König sagte mir schnell hintereinander die Namen von funfzig Soldaten her, die unten im Hofe standen und die er mir, mit mir am Fenster stehend, mit dem ausgestreckten Finger bezeichnete, und die ich ihm dann genau in derselben Reihenfolge, aber rückwärts wiederholte.

Ein wundervolles Gedächtniß das! sagte Pöllnitz, indem er aus seiner goldenen, mit dem Bildniß der Prinzeß Palatine verzierten Dose eine Priese Spaniol nahm. Wirk-

---

*) Mémoires de Fréderic, Baron de Trenck, Vol. I. pag. 39.

lich ein wundervolles Gedächtniß, das mich schaudern machen würde, wenn ich Ihre Geliebte wäre.

Und weshalb das? fragte der junge Officier lachend.

Weil Sie keine Ihrer Capricen, keinen Ihrer Schwüre vergessen würden, und eines Tages, wenn sie Sie zufälliger Weise nicht mehr liebt, Abrechnung mit ihr halten könnten. — Und prüfte der König Sie noch weiter?

Er gab mir dann den Stoff zu zwei verschiedenen Briefen an, die ich sofort und Beide zu gleicher Zeit, den einen in lateinischer, den andern in französischer Sprache seinen Secretairen in die Feder dictiren mußte. Dann verlangte er, daß ich ihm sofort auf einem Blatt Papier den Plan der Hasenhaide aufzeichnete, und ich that das!*)

Und der König war zufrieden?

Er ernannte mich an diesem Tage zum Cornett der Garde-du-Corps, antwortete Herr von Trenck, indem er bescheidener Weise eine directe Antwort auf die Frage des Oberkammerherrn vermied.

Ah, Sie sind also sehr in Gnaden, da Sie in drei Wochen vom Cadetten zum Lieutenant avancirt sind, sagte Pöllnitz gedankenvoll, ein Avancement, welches der König

*) Mémoires de Trenck I. 38.

ohne Zweifel mit irgend einem andern Gnadenact bezeichnete.

Er hat mir gestern zwei Pferde aus seinem Marstall gesandt, und als ich kam, ihm für diese Gnade zu danken, hat er mir eine Börse mit zweihundert Friedrichsd'or gegeben.*)

Pöllnitz that einen Sprung rückwärts. Wetter, Sie sind also wahrhaftig sehr in Gunst, sagte er, denn der König macht Ihnen sogar Geschenke. Ach, mein Freund, ich wollte Sie protegiren, und jetzt scheint es fast, als könnten Sie mich protegiren. Der König hat mir noch niemals Geschenke gemacht. Und was wollten Sie heut hier bei der Königin Mutter?

Der König hat mir befohlen, der Königin Mutter aufzuwarten, weil ich von nun an, da ich Lieutenant bin, courfähig bin und an den Hoffesten Theil nehmen darf.

Ah, der König hat Ihnen das befohlen, sagte Pöllnitz. Wahrhaftig, mein Freund, es scheint mir, daß der König Sie zu großen Dingen bestimmt, da er Sie so auffallend begünstigt. Sie werden eine glänzende Carrière machen, vorausgesetzt, daß Sie klug sind und es verstehen, den Klippen und Strömungen auszuweichen, die sich auf Ihrem

---

*) Ebendaselbst.

Wege befinden werden, oder die, wenn sie sich nicht natürlicher Weise auf demselben befinden, bereitwillige und gewandte Hände darauf hinschleudern werden, denn da Sie in Gunst sind, so werden Sie auch gar bald Feinde haben!

Ich glaube, daß ich deren schon jetzt habe, sagte der junge Officier lachend. Man hat mich dem König schon mehrmals als einen Raufbold, einen Händelmacher verdächtigen wollen, aber der König hat glücklicherweise darüber gelacht.

Er ist wirklich sehr in Gunst und ich werde gut thun, ihn mir zum Freunde zu machen, dachte der Baron. Der König wird mit mir zufrieden sein, wenn ich es thue.

Demzufolge reichte er dem Officier die Hand und sagte mit fast väterlicher Zärtlichkeit: von heute an sollen Ihre Feinde Sie nicht mehr allein finden, wenn es ihnen gefallen sollte, Sie anzugreifen. Sie werden mich immer als einen Freund an Ihrer Seite finden, denn, wie gesagt, Sie sind der Sohn der einzigen Frau, welche ich auf Erden jemals geliebt habe! Ich werde Sie daher in meinem Herzen immer meinen Sohn nennen!

Und ich nehme Sie von ganzem Herzen als meinen Vater an! rief Friedrich von Trenck. Seien Sie mein Vater, mein Freund und mein Rathgeber.

Der Hof ist allerdings ein sehr schlüpfriger Boden, auf welchem man sehr leicht straucheln kann, wenn sich zur rechten Zeit nicht eine befreundete Hand darbietet, welche uns aufrecht erhält. Es werden Sie sehr Viele hassen, weil Sie in Gunst sind, und der Haß Vieler, das ist wie die Stiche der Hornisse. Man stirbt nicht an dem einzelnen Stich, aber wenn man viele zu gleicher Zeit empfängt, so stirbt man doch. Benutzen Sie also die Zeit Ihrer Gunst, und sichern Sie Sich eine so feste und unerschütterliche Position, daß nichts im Stande ist, Sie wieder aus derselben zu verdrängen!

Es fragt sich nur, wie ich das anfangen muß, um zu derselben zu gelangen?

Sie fragen das, und Sie sind neunzehn Jahre alt, sechs Fuß hoch, haben ein schönes Gesicht, eine einnehmende Gestalt, einen alten angesehenen Namen und werden bei Hofe gnädig empfangen! Ach, mein Freund, ich habe Viele, welche nur die Hälfte Ihrer glänzenden Besitzthümer hatten, zu den höchsten Ehren und Würden gelangen sehen, und dieses dadurch, daß sie zu rechter Zeit das rechte Mittel, welches poussiren kann, angewandt hatten.

Und dieses Mittel ist?

Frauengunst, mein Lieber! Sie müssen machen, daß

sich mächtige und einflußreiche Frauen in Sie verlieben, das ist Alles! Oh, Sie erschrecken und Ihre Stirn verfinstert sich! Sollten Sie unglücklicher Weise schon verliebt sein?

Nein, sagte Friedrich von Trenck heftig, ich habe noch niemals geliebt, ja mehr als das, ich darf sagen, daß ich noch niemals die Lippen einer Frau berührt habe.

Herr von Pöllnitz sah ihm mit einem Ausdruck des Entsetzens in's Gesicht. Wie? sagte er. Eine heilige Jungfrau und schon neunzehn Jahre? Wissen Sie, daß selbst die Jungfrau Maria jünger war, als sie Christus gebar?

Und der Baron begann auf seine eigenthümliche cynische Weise zu lachen, indem er seine goldene Dose wie einen Kreisel zwischen dem Daumen und Mittelfinger umherbewegte.

Die gewöhnlichen und gemeinen Frauen haben mich stets mit Widerwillen erfüllt, sagte der junge Officier einfach, und bis heute hatte ich keine Frau gesehen, welche dem Ideal meiner Sehnsucht geglichen hätte.

Demzufolge also würde die Frau, welche Sie lieben werden, Ihre ersten Entzückungen, Ihre ersten Liebesschwüre haben?

So würde es sein!

Und er trägt die Uniform der Garde-du-Corps und ist Lieutenant! rief Herr von Pöllnitz mit tragischem Pathos, die Arme gen Himmel erhebend, und dann den Officier mit verwunderter Neugierde betrachtend. Aber wie? Sagten Sie nicht, daß Sie bis heut keine Frau gesehen haben, welche Ihrem Ideal glich?

Ich sagte das!

Und heute?

Nun, wie mich dünkt, haben wir Beide heute einen Engel gesehen, einen Engel, welchen Sie beleidigten, indem Sie sie mit dem ganz gewöhnlichen Namen einer Fee benannten.

Ah, die Prinzessin Amalie! rief Pöllnitz entzückt. Sie werden dieses junge Mädchen lieben, mein Freund.

Dann würde ich sehr unglücklich sein, denn zu meinem Unglück ist sie eine Prinzessin, und meine Liebe wird unerwidert bleiben!

Und wer sagt Ihnen das? Wer sagt Ihnen, daß diese kleine Amalie, weil sie eine Prinzessin ist, nicht immer doch ein Mädchen sei, welches ein Herz hat? Versuchen Sie es nur, dieses Herz zu wecken! Der glückliche Zufall ist Ihnen schon entgegengekommen, und wenn Sie nur ein ganz klein wenig abergläubisch sind, so werden Sie gestehen müssen, wie es ein bedeutungsreiches Zeichen

ist, daß Prinzeß Amalie dadurch Ihre Blicke auf sich zog, indem sie Sie mit Rosen warf, oder vielmehr schoß, sollte ich sagen, denn der lose Gott Amor hat, wie es scheint, einen seiner Pfeile in eine Rose verwandelt, und während Sie meinten von der Prinzessin in's Angesicht getroffen zu werden, hat Amor zugleich mit dieser Rose Ihr Herz verwundet! Versuchen Sie also Ihr Glück, junger Freund. Machen Sie, daß diese Lieblingsschwester des Königs Sie liebt und Sie werden allmächtig sein.

Der junge Officier sah ihn mit staunenden, wirren Blicken an. Sie wollen doch nicht sagen, stammelte er —

Ich will sagen, unterbrach ihn Pöllnitz, daß, da Sie die Gunst des Bruders haben, ich nicht einsehe, warum Sie nicht auch die Gunst der Schwester erlangen sollten. Ich will ferner sagen, daß ich Ihnen behülflich sein werde, dieselbe zu erlangen, und daß ich immer als rathender und besonnener Freund an Ihrer Seite stehen werde.

Wissen Sie, daß Sie mir da eine Aussicht eröffnen, vor welcher mir schwindelt? sagte der junge Mann ganz verwirrt. Ich sollte es wagen, eine Prinzessin zu lieben und um Ihre Gegenliebe zu werben?

Was das Erste anbetrifft, so glaube ich, haben Sie es schon gewagt, und was das Zweite anbetrifft, so weiß

ich nicht, warum Sie mit Ihrer Jugend und Schönheit nicht berechtigt wären, dieselbe zu beanspruchen!

Weil ich niemals der Gemahl einer Prinzessin werden könnte!

Pöllnitz lachte laut. Sie haben Recht, sagte er, Sie sind wirklich so unschuldig, wie ein junges Mädchen. Kaum verliebt, denken Sie schon an die Möglichkeit des Heirathens, als ob die Liebe gar keine andere Zuflucht hätte, als die Ehe! Und doch meine ich gelesen zu haben, daß Gott Amor und Gott Hymen zwei Brüder sind, welche sehr selten zusammenkommen, weil sie sich niemals mit einander vertragen können, und sich deßhalb gerne fliehen. Übrigens, mein junger Freund, wenn Ihre Liebe denn so tugendhaft ist, daß sie durchaus des Priestersegens bedarf, so ist ja das auch möglich. Hat ja doch vor wenigen Jahren erst die verwittwete Markgräfin von Baireuth, die Tante unsers Königs, sich rechtskräftig mit dem Grafen Hoditz vermählt. Nun, und was die Tante des Königs vermochte, das wird auch für seine Schwester wohl nicht unmöglich sein.

Schweigen Sie! Schweigen Sie! murmelte Friedrich von Trenck. Ihre Worte umnebeln meinen Verstand wie Opiumduft, und machen mich trunken, sinnlos. Sie stehen neben mir wie der Versucher und versuchen mein Herz,

aber ich gleiche nicht dem Messias, denn ich habe nicht den Muth, diese Schätze zurückzuweisen, welche Sie mir zeigen und denen meine ganze Seele entgegenjauchzt. Oh, mein Herr, was haben Sie gethan. Sie haben meinen Ehrgeiz, meine Jugend, meine Leidenschaft wachgerufen, Sie haben ein verzehrendes Feuer in meine Adern gegossen, und ich fühle mich ganz trunken von diesem süßen Gift, das Sie in meine Ohren geträufelt haben!

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihr Vater sein will, ich werde Sie also leiten und Ihnen zu rechter Zeit alle die Steine zeigen, an denen Ihr Fuß sonst straucheln könnte, sagte Herr von Pöllnitz, dessen versteinertes egoistisches Herz nicht das geringste Mitleid empfand mit der Seelenqual dieses armen jungen Menschen, dem er, wie dieser bezeichnend genug gesagt, „Gift in die Ohren geträufelt hatte.“ — Für ihn war Friedrich von Trenck, der Günstling des Königs, weiter nichts als eine Stufe, durch welche er sich selber erhöhen wollte; er war deshalb bemüht, diese Stufe so anzubringen, daß er selber sich mit Nutzen und Erfolg darauf emporschwingen könnte. — Er nahm jetzt den Arm des Officiers, und mit kalten und besonnenen Worten seine Gluth beschwichtigend, und ihn zur Ruhe und Vernunft ermahnend, ging

er mit ihm dem Schlosse zu, um bei der Königin Mutter ihre Aufwartung zu machen.

Aber die Königin war schon bei ihrer Toilette und nahm keine Besuche mehr an. Die beiden Herren verließen daher das Schloß und schlenderten Arm in Arm hinaus auf die Straße.

Lassen Sie uns nach dem Schlosse zugehen, sagte Pöllnitz. Wir werden da ein köstliches Schauspiel haben, denn wir werden da eine Schaar wandelnder Perrücken sehen, welche sich als Menschen, nein, nicht als Menschen, sondern als Gelehrte verkleidet haben. Es ist heut auf dem Schlosse die erste Sitzung der wiedererneuerten Akademie der Wissenschaften gewesen, und der hochberühmte neu ernannte Präsident Maupertuis hat sie im Namen des Königs eröffnet.*) Es wird jetzt gerade die Zeit sein, wo die ehrwürdigen Herren das Schloß verlassen. Gehen wir also, diesem interessanten Schauspiel zuzusehen.

Indeß erreichten die beiden Herren nicht das Ziel ihrer Wanderung. Eine breite Menschenwoge wälzte sich ihnen entgegen und nöthigte sie still zu stehen, wie die Übrigen es thaten.

Jedermann schien etwas zu erwarten, irgend einem

*) Rödenbeck, Tagebuch pag. 108.

Schauspiel entgegen zu sehen, das sich da in diesem Kreise, welchen man in der Mitte dieser bewegten Masse frei gelassen hatte, begeben sollte. Man lachte und scherzte, und fragte sich unter einander, was dies Alles zu bedeuten habe, und was dieser Trommler da so eben im Lustgarten abgelesen hätte?

Was er hier wiederholen wird! sagte eine Stimme aus dem Volkshaufen, der sich immer mehr vergrößerte, und in dessen Wogen Herr von Pöllnitz mit seinem jungen Begleiter wider ihren Willen hineingezogen wurden. Gedrängt, gestoßen von mächtigen Armen, welche sich selber Bahn brechen wollten, indem sie denen, welche vor ihnen standen, eine Bahn brachen, dann vorwärts geschoben, befanden sie sich in demselben Augenblick an dem Rande dieses kleinen, in der Mitte des Volkshaufens frei gelassenen Kreises, als der Trommler von der andern Seite denselben durchbrach und in den Raum eintretend, mit kräftigen und eifrigen Händen seine Trommelstöcke auf dem weißen Kalbfell der Trommel spielen ließ.

Dieses Geräusch übertönte das Geschrei, das Lachen und Schwatzen der Menge, und machte es endlich sogar verstummen. Jedermann hielt den Athem an, um zu hören, was der öffentliche Ausrufer, nachdem er mit der Trommel

gesprochen, jetzt mit seinem Munde zu sprechen haben würde.

Er zog aus seiner Tasche ein mit einem großen Gerichtssiegel versehenes Papier hervor, das er auf seiner Trommel entfaltete, dann begann er, inmitten der allgemeinen Stille die kurze Eingangsformel zu lesen: „Wir Friedrich der Zweite, König von Preußen" — Seit der Regierung Friedrichs waren auf seinen Befehl alle diese langen Titulaturen, dieses hochtrabende Register aller Länder und Besitzthümer, deren wirklicher oder nomineller Herr und Besitzer der König von Preußen war, fortgeblieben. Friedrich fand es nicht für nöthig, die Namen der Länder, welche er besaß, nur als blendenden Kometenschweif hinter seinem Namen herzuziehen; er begnügte sich damit zu seinen Ländern neue hinzu zu erobern, mit welchen er indeß nicht seine Titel, sondern nur seinen Besitz vergrößerte. Ja, auch diesen höchsten Titel der Könige, dieses „von Gottes Gnaden" hatte Friedrich der Zweite aus seiner Titulatur fortgestrichen, und in allen Erlassen und Gesetzen, welche er an sein Volk richtete, nannte er sich immer nur „König von Preußen." Damit war Alles gesagt, Alles ausgedrückt, und wenn sein Vater und sein Großvater sich „König in Preußen, von Gottes Gnaden" nannten, so war Friedrich

der erste König von Preußen*), und wenn er sich dabei der Gnade Gottes nicht rühmte, so geschah das vielleicht nur, weil er durch Thaten, nicht durch Worte beweisen wollte, daß er derselben gewiß sei!

Nach dieser kleinen Abschweifung, welche der Leser uns verzeihen möge, kehren wir zu dem öffentlichen Ausrufer zurück, welcher eben den Erlaß des Königs vorzulesen oder zu schreien begann.

„Wir König Friedrich von Preußen verordnen und befehlen hierdurch, daß Niemand in unsern Landen sich einfallen lassen soll, unserm Oberkammerherrn Baron von Pöllnitz, welchen wir wieder in unsere Dienste genommen haben, Geld zu leihen, oder ihm zum Entleihen desselben behülflich zu sein. Wer dies, trotz dieses Verbots, dennoch thut, hat die Folgen davon sich selber zuzuschreiben und darf vor keinem Gericht den Baron von Pöllnitz verklagen, wie kein Gericht diese Klage annehmen dürfte. Wer diesem Befehl zuwider handelt, und Herrn Baron von Pöllnitz Geld leihet, verfällt in eine Strafe von funfzig Thalern oder vierzehn Tagen Gefängniß.“

Ein brüllendes Gelächter der ganzen Menge war das Amen zu diesem Vortrag des Ausrufers, ein Gelächter,

*) Büsching, Character Friedrich II. S. 114. — Preuß, Friedrich der Gr. Th. I. S. 108.

in welches Herr von Pöllnitz klüglicher Weise mit einstimmte, während der junge Officier, verwirrt und bestürzt, nicht den Muth hatte ihn anzublicken, sondern beschämt das Auge zu Boden richtete.

Oh, wie wird dieser vornehme Herr sich ärgern müssen! rief eine frohlockende Stimme aus der Menge.

Er ist gewiß ein unverbesserlicher Schuldenmacher! rief eine andere.

Er hat es ohne Zweifel verdient, daß der König ihn so hart straft, ihn so öffentlich beschimpft! rief ein Dritter.

Und das nennt Ihr eine öffentliche Beschimpfung? Das nennt Ihr eine Strafe? rief Herr von Pöllnitz selbst. Wie, Ihr guten Freunde, Ihr wißt also nicht, daß das eine Ehre ist, welche der König seinem Oberkammerherrn erzeigt? Ihr seht also nicht, daß er ihn gewissermaßen den Prinzen von Geblüt, den Prinzen des königlichen Hauses gleichstellt?

Wie das? Erklären Sie uns das! riefen hundert Stimmen auf einmal.

Nun, das ist ganz einfach! Hat nicht der König dieses Gesetz erneuert, welches bei hoher Strafe verbietet den Prinzen des königlichen Hauses Geld zu borgen? Ist dieses Gesetz nicht in unsern beiden Zeitungen sowohl, als in der Gesetzsammlung publicirt worden?

Ja, ja! Das ist es! riefen viele Stimmen auf einmal.

Und gewiß hat unser erhabener König, Er, welcher seine Familie so sehr liebt, mit diesem Gesetze die Prinzen nicht kränken und an ihrer Ehre beschädigen wollen!

Gewiß hat er das nicht gewollt und auch nicht gethan!

Der König also hat heute, wie Ihr jetzt begreifen werdet, den Baron von Pöllnitz gerade so behandelt, wie er seine Brüder behandelt, und das ist ohne Zweifel eine große Ehre für ihn.

Gewiß ist das eine große Ehre für ihn, rief das gefällige Echo der Menge, welche indeß nicht ahnte, wer der Redner sei, der die Ehre des Herrn von Pöllnitz so angelegentlich vertheidigte.

Der König hat also den Herrn von Pöllnitz behandelt, wie seine Brüder, und da er, wie Ihr selber sagt, diese mit dem Gesetz nicht hat beleidigen wollen, so sehe ich nicht ein, warum man annehmen wollte, daß das eine Beleidigung für den Baron von Pöllnitz sein sollte, was hier für den Prinzen keine ist.

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich in der Menge; selbst der öffentliche Ausrufer war still in dem um ihn und den unbekannten Redner gebildeten Kreise stehen geblieben und aufmerksam zuhörend, vergaß er darüber

weiterzugehen und an der nächsten Straßenecke sein seltsames Publicandum zu verkündigen.

Dieses Gesetz ist außerdem, wie man zu sagen pflegt, sans consequence, fuhr Pöllnitz fort. Denn wer würde trotz desselben nicht gern bereit sein, unsern Prinzen Geld zu borgen, wenn sie dessen benöthigt sind? Und wer möchte daran Anstoß nehmen, daß der Staat nicht die Schulden bezahlen will, welche die Prinzen als Privatpersonen machen? Dasselbe gilt von dem Herrn von Pöllnitz. Der König, welcher dem zurückgekehrten Baron zwei hohe Chargen gegeben, welcher ihn zum Ober-Garderobenmeister und Ober-Ceremonienmeister ernannt hat, der König will ihn davon zurückschrecken Schulden zu machen, und er wählt dazu dasselbe Mittel, welches er bei den Prinzen anwendet, er verbietet, dem Herrn von Pöllnitz Geld zu leihen, da er das aber nicht als Gesetz in die Gesetzsammlung aufnehmen kann, so läßt er es durch den Ausrufer öffentlich bekannt machen!

Und jetzt, fuhr der Redner fort, welcher sehr wohl den günstigen Eindruck bemerkte, welchen seine Rede auf seine Zuhörer gemacht, jetzt, meine guten Freunde, bitte ich Euch mir ein wenig Platz zu machen und mich hindurch gehen zu lassen. Ich muß auf das Schloß gehen, um dem König für die große Gnade und Auszeichnung

zu danken, welche er mir eben hat widerfahren lassen, denn ich selber bin der Baron von Pöllnitz.

Ein Ausruf der Ueberraschung tönte von hundert Lippen, und Jeder, der sich in der Nähe des Herrn von Pöllnitz befand, trat ehrerbietig ein wenig bei Seite, um dem vornehmen Herrn Platz zu machen, den der König so behandelte, als ob er ein Prinz des königlichen Hauses wäre.

Pöllnitz schritt mit einem recht freundseligen Lächeln durch diese enge Gasse dahin, und grüßte herablassender Weise diejenigen, welche besonders bemüht waren, ihm einen Weg zu öffnen.

Ich denke, daß ich dem König da ein gutes Paroli gebogen habe, sagte er zu sich selber. Ich habe diesem auf mich gerichteten Pfeil die Spitze abgebrochen und er ist unschädlich von meiner Brust abgeprallt. Ich werde von heute an die öffentliche Meinung für mich haben, und was für mich eine Schande sein sollte, wird mir zur Ehre gereichen! Immerhin aber war es doch ein sehr hartes und grausames Verfahren, für welches ich eines Tages Abrechnung halten werde mit dem König. Ah, König Friedrich, König Friedrich, ich werde das nicht vergessen, und ich werde meine Revanche nehmen! Auch mein Spiel ist gemischt und bald werde ich einige wirk-

same Trümpfe ausspielen. Warten wir aber doch ein wenig auf unsern verliebten Schäfer, diesen unschuldsvollen und zärtlichen Herrn von Trenck, der auf dem besten Wege ist, sich in die kleine hübsche Prinzessin Amalie zu verlieben!

Und Herr von Pöllnitz stand still, um den jungen Officier zu erwarten, welcher sich mühsam durch die Menge Bahn gemacht hatte und jetzt mit großen Schritten ihm nachgeeilt kam.

VII.

Das erste Begegnen.

Die Soirée in den Sälen des königlichen Schlosses hatte jetzt ihren Anfang genommen. Unter dem Schmettern der Musik, welche man auf dem Chor des weißen Saales aufgestellt hatte, waren die beiden Königinnen mit den Prinzessinnen in den großen Saal eingetreten, um die Cour der Damen entgegen zu nehmen, wie der König die der Herren in dem anstoßenden Saal empfing. Eine glänzende Reihe schöner von Brillanten und Juwelen leuchtender Damen stand zu beiden Seiten des Saals, Jede des Momentes harrend wo die Königinnen an ihnen vorüber kommen würden und sie unter dem Anblicken der königlichen Augen sich tief bis zur Erde verbeugen könnten, gleichsam erdrückt von der Schwere der Gnade, die in dem Anschauen der Königinnen sich auf sie niederließ.

Der Etiquette gemäß hätte die Königin Elisabeth Christine, welche doch immer trotz ihrer bescheidenen, unscheinbaren Existenz, die regierende Königin war, die grande tournée allein machen und zuerst die Huldigungen der Damen entgegen nehmen müssen. Aber die arme schüchterne Frau hatte niemals den Muth gefunden die Vorrechte ihrer Stellung als Gemahlin des Königs zu beanspruchen. Was kümmerten sie diese kleinlichen äußern Vorrechte, sie, welche dem höchsten und schönsten Vorrecht, den ersten Platz in dem Herzen ihres Gemahls einzunehmen, hatte entsagen müssen. Sie hatte daher auch heute mit einem sanften Lächeln der Königin Mutter den Vortritt gelassen, und diese, welche immer begierig war mindestens in den kleinen Äußerlichkeiten und Etiquetten-Angelegenheiten zu zeigen, daß sie immer noch die erste Stelle am Hofe ihres Sohnes einnehme, hatte bereitwillig den Vortritt angenommen. Mit stolz erhobenem Haupte und einem fast geringschätzigen Lächeln ging sie die Reihe der Damen hinauf, die sich vor ihr neigten und dem Königthum in ihrer stolzen Repräsentantin ihre Huldigung darbrachten.

Hinter ihr her ging die regierende Königin, inmitten der beiden Prinzessinnen, welche hier und da mit freund-

lichem Lächeln ihre in der Reihe der Damen befindlichen Freundinnen begrüßten.

Elisabeth Christine sah das und seufzte. Sie hatte Niemand, welchen sie besonders zu begrüßen hätte, Niemand, welcher in ihr etwas Anderes sah als die geduldete Königin, die Frau sans consequence und ohne Einfluß, die machtlose Königin, die ungeliebte Gemahlin! Sie hatte nicht einmal eine Freundin, in deren verschwiegene Brust sie ihre Klagen ergießen konnte. Sie war ein vereinsamtes und verwaistes Herz, so vereinsamt und allein, daß die Seufzer und Klagen, die in ihrer Brust wohnten, inmitten der sie umgebenden Stille desto lauter und herzzerreißender erklangen.

Sie war einsam und allein auch jetzt, als sie mit den beiden Prinzessinnen die grande tournée machte. Niemand schien sie zu sehen, Niemand beachtete sie als etwas Anderes, als die mit Brillanten, Spitzen und seidenen Gewändern behangene Statue einer Königin, als das Bild einer Königin, welche nicht da war. Und doch hatte dieses Bild eine Seele und ein Herz, und doch war sie ein Weib, ein Weib, welches liebte und litt!

Plötzlich jetzt flog ein Zittern durch ihre Glieder, plötzlich leuchtete es wie ein Sonnenstrahl in ihren Augen,

und ein leichter Rosenschimmer überhauchte ihre bleichen Wangen. — Der König war in den Saal getreten, er war da in all seiner Schönheit, seiner Majestät und Hoheit. Und Elisabeth Christine fühlte, daß die Sonne wieder scheine, daß ihr Blut wieder glühend durch ihre Adern riesele, daß ihr Herz wieder stürmisch klopfte, wie das eines jungen Mädchens!

Oh, es konnte ja sein, daß das Auge des Königs, dieses so glänzende, so wunderbare Auge, sich einen Moment, und sei es auch nur aus Zufall, auf sie heftete, es konnte ja sein, daß der König, gerührt von ihrer schweigenden Resignation, ihrer klagelosen Ergebenheit, ein freundliches Wort an sie richtete. Sie war jetzt vier Jahre Königin, sie trug vier Jahre die Dornenkrone ihrer Majestät, und in dieser ganzen Zeit hatte ihr Gemahl nicht ein einziges Mal den Balsam eines theilnahmvollen Wortes, eines Lächelns auf ihr todtkrankes Herz gelegt! Er hatte bei den Hoffesten an der Tafel neben ihr gesessen, er hatte bei den Hofbällen und Maskeraden sogar zuweilen mit ihr den Tanz eröffnet, — niemals aber wieder, seit jenem Tage, wo er den ersten und den letzten Kuß auf ihre Lippen gedrückt, niemals wieder hatte er seitdem mit ihr gesprochen, niemals war sie auch hier für ihn

etwas Anderes gewesen, als das stumme aufgeschmückte Bild einer Königin, als die inhaltlose Form einer Frau.*) Und dennoch verzagte Elisabeth Christine nicht, dennoch hoffte sie noch immer. Es konnte ja ein Tag kommen, wo er zu ihr sprach, wo er ihr vergab, daß sie ihm als Gemahlin aufgedrungen sei, ein Tag, wo ihr stummer Schmerz und ihre thränenlose Liebe ihn rührte.

---

*) Der König sprach niemals mit seiner Gemahlin, obwohl er ihr in seinem Betragen stets alle Ehrfurcht und Rücksicht bewies und sehr darauf hielt, daß Niemand an der ihr schuldigen Ehrfurcht es fehlen ließ. Nur ein einziges Mal redete der König sie an. Das war in den siebenziger Jahren als die Königin durch einen unglücklichen Fall sich den Fuß verletzt hatte, einige Tage vor ihrem Geburtstage, an welchem Tage immer große Cour bei der Königin stattfand, bei welcher der König niemals fehlte. Auch diesmal war er gekommen, statt aber, wie sonst die Königin mit einer stummen Verbeugung zu begrüßen, trat er dicht zu ihr heran und reichte ihr die Hand, indem er theilnahmsvoll sagte: „ich hoffe und wünsche, daß Ihre Majestät von Ihrem Unfall wieder hergestellt sind.“ — Ein allgemeines Erstaunen malte sich auf den Gesichtern aller Anwesenden, und die arme Königin war so erschüttert von dem unerwarteten Glück dieser Anrede, daß sie nicht die Kraft einer Erwiederung fand. Sie verneigte sich stumm, der König runzelte die Stirn und wandte sich von ihr ab. Seit jenem Tage, dessen Glück sich die Königin mit einem gebrochenen Fuß erkaufen mußte, sprach der König nie wieder mit ihr.

Jedes Zusammensein mit ihm war also für diese arme Königin immer eine glückselige Hoffnung, eine freudevolle Erwartung, und das war es, was sie aufrecht hielt und ihr die Kraft gab, lächelnd und schweigend den Königsmantel über ihre todeswunde Brust zu legen.

Der König näherte sich jetzt, umgeben von den königlichen Prinzen, der Königin Mutter, der er mit dem Ausdruck ehrerbietiger Sohnesliebe die Hand reichte, dann verneigte er sich stumm und gleichgültig vor seiner Gemahlin und nickte seinen beiden Schwestern einen lächelnden Gruß zu.

Meine Damen, sagte er dann mit seiner vollen klangreichen Stimme, erlauben Sie, daß ich Ihnen und dem ganzen Hofe meinen Bruder August Wilhelm in seiner neuen Würde vorstelle!

Er nahm die Hand seines Bruders und führte ihn zu der Königin Mutter. Madame, sagte er, ich stelle Ihnen da Ihren Sohn vor, welcher von heute an, wenn Sie wollen, zu gleicher Zeit Ihr Enkel sein wird.

Und wie das, mein Sohn? fragte Sophie Dorothea. Wie wollen Sie, welcher freilich schon so viel anscheinend Unmögliches möglich gemacht hat, wie wollen Sie es anfangen, daß mein Sohn zugleich mein Enkel werde?

Wenn ich ihn zu meinem Sohne mache, so wird er

Ihr Enkel, Majestät! sagte der König lächelnd. Und da ich ihn zu meinem Nachfolger annehme, so heißt das wohl ihn zu meinem Sohn zu erklären. Umarmen Sie ihn also, Majestät, und sein Sie die Erste, welche ihn mit seinem neuen Titel begrüßt. Meine Mutter, umarmen Sie den Prinzen von Preußen, meinen Nachfolger!

Ich thue es, rief die Königin Mutter, ihren Sohn August Wilhelm umarmend, ich thue es indem ich Gott bitte, daß er diesen Titel, welchen es Euere Majestät gefallen hat, meinem Sohne zu verleihen, noch lange bei demselben belassen, daß er noch lange der Prinz von Preußen bleiben möge!

Bitten Sie vielmehr Gott, Majestät, flüsterte der Prinz, indem er sich vor der Königin neigte, welche seine Stirn küßte, bitten Sie vielmehr Gott, daß er mich bald von diesem Titel erlöse.

Wie, mein Sohn? rief die Königin leise und fast drohend. Sie wünschen also sehr König zu werden? Sie sind also ehrgeizig genug, nicht zu bedenken, daß Ihnen das Königthum wünschen, so viel heißt, als dem regierenden König den Tod zu wünschen?

Der Prinz lächelte traurig. Wenn ich nicht mehr lange Prinz von Preußen zu sein wünsche, so geschieht das nicht, weil ich wünsche die Stufen des Thrones

hinaufzusteigen, sondern weil ich hinuntersteigen möchte in das Grab, sagte er, indem er die Hand seiner Mutter küßte. —

Sie denken noch immer so, mein Sohn? fragte die Königin. Noch immer, und es ist heute doch Ihr Ehrentag, und Sie sind heute Prinz von Preußen geworden?

Ja, Majestät, sagte er mit einem Anflug von Bitterkeit, es ist heute mein Ehrentag, denn es ist heute der Jahrestag meiner Verlobung.

Er wandte sich um und näherte sich wieder dem König, welcher seine Hand ergriff und ihn zu seiner Gemahlin und den Prinzessinnen führte, indem er mit lauter Stimme sagte: begrüßen Sie den Prinzen von Preußen, meine Damen!

Dann winkte er einigen seiner Generale und trat mit ihnen in eine Fensternische zurück. Aber indem er an seiner Gemahlin vorüberging ruhte sein Auge auf ihr mit dem Ausdruck neugieriger Theilnahme, betrachtete er sie mit dem forschenden Auge eines Arztes, der die Sonde in die blutende Wunde senkt, um ihre Tiefe und Gefährlichkeit zu ermessen.

Die Königin fühlte sehr wohl die Bedeutung dieses Blickes, sie begriff sehr wohl, daß der König mit diesem

Blick sie ermahnen wollte zur Standhaftigkeit, zum festen Ausharren, zur stolzen Resignation. Oh, der König hatte mindestens mit seinen Augen zu ihr gesprochen. Das war immerhin ein Trost, eine schmerzlich süße Freude!

Sie vermochte es daher über sich, dem Prinzen August Wilhelm mit einem fast freudigen Lächeln die Hand zu reichen.

Seien Sie mir willkommen in Ihrer doppelten Eigenschaft, sagte die Königin laut genug, um von Jedermann, auch von dem König gehört zu werden. Bis heute waren Sie für mich ein geliebter Bruder und jetzt werden Sie auch für mich, was Sie meinem Gemahl sind, ein Sohn! Da mir denn durch die Fügung des Himmels ein Sohn versagt ist,*) so nehme ich Sie mit Freuden dazu an, und begrüße Sie als meinen Sohn und meinen Bruder! — Eine tiefe Stille folgte diesen Worten. Hier und da sah man ein leises, spöttisches Lächeln über die Gesichter gleiten, flüsterte man sich einander einige verstohlene, bedeutungsreiche Worte zu. — Die Königin, indem sie heute diesen letzten Schlag empfangen hatte, indem sie in der Fülle ihrer Jugend und ih-

*) Die eigenen Worte der Königin.

rer Schönheit die Demüthigung erleiden mußte, für unfähig erachtet zu werden, dem Thron einen Nachfolger gebären zu können, die Königin wollte mindestens den Schein retten. Sie wollte mindestens die Welt glauben machen, daß es nur „die Fügung des Himmels“ gewesen, welche sie der Ehre und der Würde der Mutterschaft beraubt hatte, sie hatte den grausamen Muth ihre Zurücksetzung unter einer Lüge zu verbergen. — Aber die lauernden Augen der Hofleute hatten lange schon das Geheimniß dieser königlichen Ehe durchschaut, sie wußten lange schon, daß die Königin nicht die Gemahlin ihres Gemahls sei, und es war deshalb, daß ihre Worte ein so allgemeines Erstaunen, eine so spöttische Verwunderung erregten.

Aber Elisabeth Christine achtete nicht darauf; sie sah hinüber nach ihrem Gemahl, welcher seine Augen auf sie gerichtet hatte und in dessen Mienen sie jetzt lesen wollte, ob er zufrieden mit ihren Worten gewesen. Ein leises Lächeln umspielte die Lippen des Königs, und unmerklich neigte er das Haupt, seine Gemahlin zu grüßen. — Nun flog es wie heller Sonnenglanz über ihr Antlitz, und ein Ausdruck strahlenden Glückes leuchtete von ihrem Angesicht. Es war das zweite Mal heute, daß ihre Blicke

denen ihres Gemahls begegnet waren, und beide Male hatten diese Blicke zu ihr gesprochen!

Die Königin fühlte sich daher heute so froh und glücklich wie sie es lange nicht gewesen. Sie lachte und scherzte mit den Damen ihrer Umgebung, und unterhielt sich mit ihnen über das heute Abend noch bevorstehende Ereigniß, über das erste Auftreten der Signora Barberina.

Währenddeß empfing der Prinz August Wilhelm die Glückwünsche des Hofes, die er indeß nur mit einem schwermüthigen Lächeln und mit kalten, gleichgültigen Worten entgegennahm. Dann, nachdem die Ceremonie vorüber war, löste sich die glänzende Hofgesellschaft in einzelnen Gruppen auf, welche plaudernd, schäkernd und lachend sich hier und dort vertheilten, während die beiden Königinnen sich zum Spiel niedergesetzt hatten.

Auch die Prinzessinnen unterhielten sich ungezwungen und heiter mit den Damen, welche indeß bemerken wollten, daß eine Wolke auf der Stirn der jüngern Prinzessin lagere, und daß sie heute in einer ungewöhnlich gereizten Stimmung sich befand. Als jetzt der Ober-Ceremonienmeister von Pöllnitz sich ihr mit dem schwedischen Gesandten, dem Grafen Tessin, nahete, nahmen ihre Züge einen so

finstern, zornigen Ausdruck an, daß selbst Herr von Pöllnitz kaum den Muth fand, ihr den Grafen vorzustellen.

Ah, Sie kommen aus Schweden, mein Herr! rief Amalie, als die Repräsentation erfolgt war. Schweden ist ein häßliches, finsteres Land, und gewiß haben Sie sehr wohl gethan, sich aus demselben nach unserm sonnigen und fröhlichen Deutschland zu retten.

Der Gesandte Schwedens blickte sie verwundert an. Euere königliche Hoheit nennen das eine Rettung? fragte er. Demzufolge bedauern Sie diejenigen, welche in meinem Vaterlande leben?

Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe dem Herrn Grafen Tessin meine Ansichten darüber anzuvertrauen, sagte Amalie mit einem kurzen, rauhen Lachen.

Doch, meine Schwester, Du hast das sehr nöthig! rief Prinzessin Ulrike mit einem bezaubernden Lächeln. Du mußt Dich rechtfertigen dem Herrn Grafen gegenüber, denn Du hast sein schönes Vaterland angegriffen.

Ah, Euere königliche Hoheit geruhen mein Vaterland besser zu würdigen, sagte der Graf, sich tief verneigend. Es ist wahr, Schweden ist reich an Schönheiten, und nirgends ist die Natur romantischer und lieblicher zugleich. Deshalb wird es auch so sehr von allen Schweden geliebt, daß man von ihnen sagen kann, wie von den

Schweizern, sie sterben vor Sehnsucht, wenn sie fern sind von der Heimath, sie vergehen vor Schmerz, wenn Jemand grausam genug ist, ihr Vaterland gering zu schätzen.

Nun, mein Herr! Ich habe diese Grausamkeit, rief Amalie, und ich denke nicht, daß Sie deßhalb vor Schmerz vergehen werden!

Du bist heute sehr mißgelaunt, meine Schwester! sagte Prinzessin Ulrike sanft.

Und Du sehr weise, mich darauf im ächten Hofmeisterstyl aufmerksam zu machen, rief Amalie. Man sollte denken, daß meine Schwester die Rolle einer Gouvernante bei mir übernommen hätte.

Ulrike zuckte die Achseln und wandte sich wieder an den Grafen Tessin, der mit einem Gemisch von Erstaunen und Aerger diese junge Prinzessin betrachtete, welche man dem schwedischen Hofe als ein Musterbild von Sanftmuth, Liebenswürdigkeit und Grazie geschildert hatte, und die er jetzt so rauh und widerwillig, so launenhaft kindisch fand.

Indeß verstand es Prinzessin Ulrike, den Gedanken des Grafen sehr bald eine andere Richtung zu geben, und ihn in einer geistreichen, pikanten Unterhaltung an sich zu fesseln. Sie ließ alle Funken ihres Geistes sprühen, sie war herablassend gütig, sie mäßigte ihr stolzes

Naturell zu einer gewinnenden Sanftmuth, und wußte dem Grafen auf eine so feine Weise zu schmeicheln, daß er nur in dem angenehmen Wohlbehagen, welches sein ganzes Wesen erfüllte, die Wirkung dieser bezaubernden Nahrung der Eitelkeit fand, ohne ihr Dasein gewahr zu werden.

Weder die Prinzessin noch auch der Graf schienen mehr auf diese kleine Amalie zu achten, welche mit verdrießlichem Gesicht neben ihnen stand. — Diesen Moment benutzte Herr von Pöllnitz, um sich ihr mit seinem Schützling, dem jungen Herrn von Trenck, zu nähern und ihr denselben vorzustellen.

Amaliens Gesicht nahm jetzt einen heitern, lachenden Ausdruck an. Sie wollte dem Gesandten Schwedens eine neue Probe ihres launenhaften, wetterwendischen Charakters geben, sie wollte ihn beleidigen, indem sie ihm bewies, daß sie nicht gegen Jedermann so hart und verdrießlich sei.

Sie empfing daher die beiden Herren mit einem freundlichen Gruß und lachte mit ihnen über das seltsame Abenteuer dieses Morgens, indem sie ihnen in heiterer und scherzhafter Weise die Veranlassung erzählte, weshalb sie die Rosen fortgeworfen.

Sie war jetzt so schön und anmuthig anzuschauen, sie

war so strahlend von Jugend, Lieblichkeit und Unschuld, daß der arme junge Offizier seine Augen wie geblendet zu Boden schlug, und ganz betäubt, ganz verwirrt sich nur einsylbig und schüchtern in die Unterhaltung mischte.

Dem auflauernden Auge des Oberkammerherrn entging das nicht. Ich werde mich zurückziehen, dachte er, ich werde ihnen ein erstes tête à tête bereiten, und indem ich sie aus der Ferne beobachte, werde ich ermessen können, ob mein Plan gelingen kann. — Und sich mit einer Pflicht seines Dienstes entschuldigend, zog sich Herr von Pöllnitz zurück, um dann in eine Fensternische zu schleichen und hinter der Gardine versteckt die Angesichter der Beiden zu beobachten.

Er hatte ganz richtig bemerkt. Die Nothwendigkeit, jetzt sich mehr an der Unterhaltung mit der Prinzessin zu betheiligen, gab dem jungen Offizier seinen Muth und seine Lebhaftigkeit wieder, und in dem Bestreben, seine Schüchternheit zu unterdrücken, nahm sein Wesen vielleicht eine zu leidenschaftliche Innigkeit, einen zu feurigen Ausdruck an.

Aber Prinzessin Amalie achtete nicht darauf. Sie dachte nur daran, daß sie sich dem schwedischen Gesandten so heiter und liebenswürdig als möglich Andern gegenüber zeigen wolle, um ihm den Abstand ihres Betragens

gegen ihn desto fühlbarer zu machen, um ihm zu zeigen, wie herablassend gütig und liebevoll sie zu sein vermöchte.

Der Graf beobachtete sie allerdings, indem er sich mit der Prinzessin Ulrike unterhielt. Er sah ihr entgegenkommendes Lächeln, ihre strahlenden Augen, ihre vielleicht ein wenig zu weit getriebene Freundlichkeit gegen diesen jungen Offizier, mit dem sie sich unterhielt.

Sie ist launenhaft und coquett, sagte er zu sich selber, während er seine Unterhaltung mit dieser geistreichen, feinen und ächt mädchenhaften Prinzessin Ulrike fortsetzte.

Die große, und wie gesagt, ein wenig zu weit getriebene Freundlichkeit der Prinzessin machte indeß den jungen Offizier immer leidenschaftlicher, immer verwegener.

Ich habe Euere königliche Hoheit um eine Gnade zu bitten, sagte er jetzt mit gedämpfter Stimme.

Lassen Sie hören, mein Herr, erwiederte sie, indem ein seltsames, unerklärliches Bangen ihr Herz höher klopfen machte und ihr das Blut in die Wangen trieb.

Ich habe es gewagt, einige dieser Rosen, welche Sie in den Garten warfen, aufzuraffen. Es war ein frevelhafter Diebstahl, ich weiß es, aber ein Zauber hielt

mich umstrickt, indem ich es that, und ich würde sie in jenem Moment freudig mit meinem Blute bezahlt haben. Oh, wenn Euere königliche Hoheit wüßten, mit welchem Entzücken ich, als ich endlich allein war auf meinem Zimmer, dessen Thür ich hinter mir verschlossen hatte, diese Blumen betrachtet habe, wie ich vor ihnen gekniet habe, um sie anzubeten, kaum wagend mit meinen Lippen diese Blumen zu berühren, welche mich an ein Lieblingsmährchen meiner Kindheit erinnerten!

Wie, an ein Mährchen erinnerten Sie diese Rosen? fragte Amalie. Erzählen Sie mir dieses Mährchen, denn Sie müssen wissen, daß ich noch so sehr kindisch bin, die Mährchen zu lieben.

Es ist das Mährchen von dem armen Hirtenknaben, welcher einsam und verlassen unter einem Baume auf der Landstraße eingeschlafen war, indem er zuvor Gott gebeten hatte, sich seiner zu erbarmen, diese trostlose Oede seines Herzens auszufüllen, oder ihn durch den Tod von seiner Herzenseinsamkeit zu erlösen. Als er aber eingeschlafen war, hatte er einen wundervollen Traum. Es war ihm, als ob der Himmel sich über ihm öffne und ein Engelsbild von zauberhafter Lieblichkeit und Schönheit schwebte zu ihm hernieder und sah ihn an mit Augen, welche wie himmlische Sterne leuchteten.

„Du sollst nicht mehr einsam sein, flüsterte die Gestalt, denn mein Bild soll in Deinem Herzen wohnen, und Dich anfeuern und begeistern zu allem Guten und Schönen." Und indem sie das sagte, legte sie eine wundervolle Rose über seine Augen hin, dann schwebte sie wieder empor und verschwand in dem Himmel. Der arme Hirtenknabe erwachte, noch ganz verzückt über das, was er nur geträumt zu haben vermeinte. Da fand er die Rose und indem er sie jauchzend an sein Herz drückte, dankte er Gott für dieses Zeichen, welches ihm bewies, daß, was ihn entzückte, kein Traum, sondern Wirklichkeit gewesen. Die Rose, das sichtbare Bild seines Engels, ward der Trost und die Freude seines Lebens, und er trug sie immer auf seinem Herzen. — An dieses Mährchen, Prinzessin, dachte ich, als ich meine herrliche Rose anbetend betrachtete, aber ich fühlte zugleich, daß ich dieselbe nicht ohne Einwilligung Euerer königlichen Hoheit mir aneignen dürfe. Prinzessin, richten Sie also jetzt über mich! Darf ich diese Rosen behalten?

Prinzessin Amalie antwortete nicht. Sie hatte mit einer seltsamen, nie gefühlten Beklommenheit, mit einem süßen Schauder ihm zugehört! Sie hatte Alles vergessen, Alles! Sie war nicht mehr die Prinzessin, sie war nur ein junges Mädchen, welches zum ersten Male die feurige

Sprache der Leidenschaft vernahm, und deren Herz davor erbebte in einem süßen Schrecken, einer seligen Beklommenheit.

Prinzessin, darf ich diese Rosen behalten? wiederholte Friedrich von Trenck mit leiser zitternder Stimme.

Sie sah zu ihm auf, ihre Blicke begegneten sich. Das junge Mädchen erbebte und ein Schauder durchrieselte ihre ganze Gestalt, der junge Mann aber richtete sich höher auf, er fühlte sich stolz, mächtig und gewaltig. Seine Blicke waren wie die eines Adlers, der im Begriff ist, das Lamm mit sich in die Höhe zu entführen!

Er geht zu weit, wahrhaftig er geht zu weit, flüsterte Herr von Pöllnitz, welcher Alles gesehen, und aus den Mienen der Beiden ihre Worte und Gedanken gelesen hatte. Ich muß diesem tête à tête ein Ende machen, und ich will es auf eine wirksame Weise thun!

Darf ich diese Rosen behalten? fragte Friedrich von Trenck zum dritten Mal.

Amalie wandte ihr Haupt ab und flüsterte: behalten Sie sie!

Trenck wollte antworten, als sich plötzlich eine Hand auf seinen Arm legte, und Herr von Pöllnitz neben ihm stand.

Still, flüsterte er rasch und ängstlich. Sehen Sie denn nicht, daß man Sie beobachtet! Ach, Sie werden machen, daß Ihre wahnsinnige und verbrecherische Leidenschaft heute noch das Mährchen des ganzen Hofes wird.

Amalie stieß einen leisen Schrei aus und blickte Pöllnitz angstvoll und entsetzt an. Sie hatte Alles gehört, und der schlaue Baron wußte das sehr wohl.

Königliche Hoheit, flüsterte er, verabschieden Sie diesen Tollkopf, und überlassen Sie es mir, ihm die Vernunft wieder mit kalten Umschlägen zu erwecken.

Gehen Sie, Herr von Trenck, sagte Amalie leise.

Pöllnitz nahm den Arm des jungen Mannes und zog ihn mit sich fort, indem er frohlockend zu sich selber sagte: Der Coup war sehr geschickt angelegt und mein Plan wird reüssiren. Ich habe ihr seine Leidenschaft verrathen und mich zugleich als Vertrauten derselben declarirt. Sie wird mich bald als postillon d'amour gebrauchen, und das ist bei Prinzessinnen immer ein einträgliches Amt. Ach, König Friedrich! Sie wollten es mir unmöglich machen, Geld zu leihen! Nun, ich werde das vielleicht nicht nöthig haben, ich werde mit vollen Händen aus der königlichen Kasse schöpfen, denn

wenn die Kasse der Prinzessinnen leer ist, wird der König sie wieder füllen müssen!

Und Herr von Pöllnitz lachte so laut, wie es sich kaum für einen Ober-Ceremonienmeister schicken möchte.

VIII.

Signora Barbarina.

Prinzessin Amalie sah den beiden Herren mit träumerischen Blicken nach, und einem unwiderstehlichen Verlangen des Alleinseins, des ungestörten Nachsinnens nachgebend, wollte sie sich eben entfernen, als Prinzessin Ulrike, welcher es nöthig schien, daß der schwedische Gesandte noch ein wenig länger die unliebenswürdige Laune ihrer Schwester bewundern könne, sie zurückrief.

Bleib noch ein wenig, Amalie, sagte die Prinzessin. Du sollst Schiedsrichterin sein in einem Streit zwischen mir und dem Herrn Gesandten. Herr Graf, nehmen Sie diese Schiedsrichterin an?

Graf Tessin verneigte sich. Ohne Zweifel würde es für mich eine große Ehre sein, wenn die Prinzessin diese Gnade haben wollte. Vielleicht würde ich dies Mal glücklicher sein der Prinzessin gegenüber, als —

Es scheint mir, unterbrach ihn Amalie kühl, es scheint

mir, daß Sie einer Prinzessin von Preußen gegenüber niemals weder glücklich noch unglücklich sein könnten.

Indem sie sich dann an ihre Schwester wandte, warf sie ihr einen Blick zu, welcher fragte: nun, spiele ich meine Rolle nicht meisterhaft? Beeile ich mich nicht, Deinen Rathschlägen nachzukommen?

Laß jetzt hören, meine Schwester, sagte sie. Was ist es, worin der Herr Gesandte Dir zu widersprechen wagt?

Oh, er hat wohl ein Recht das zu wagen, denn er ist ein Mann und ein Gelehrter, sagte Ulrike mit einem anmuthigen Lächeln. Wir streiten darüber, wer größer gewesen, die Königin Elisabeth von England, oder die Königin Christine von Schweden. Ich behaupte, daß Christine ein stärkerer, männlicherer Geist war, daß sie es mehr verstand ihre Launen zu besiegen und ihrer weiblichen Schwächen Herr zu werden, daß sie eine tiefere wissenschaftlichere Bildung hatte, und nicht die Wissenschaft, wie Elisabeth, nur begünstigte, um damit zu glänzen, sondern aus dem innersten Bedürfniß von ihr zu lernen. Der Herr Graf aber meint, daß Elisabeth ein besserer Staatsmann und eine liebenswürdigere Frau gewesen sei. Erkläre Du Dich jetzt, meine Schwester? Welcher dieser beiden Königinnen giebst Du den Vorzug?

Nun, ohne Zweifel der Königin Christine von Schweden, sagte Amalie. Diese Frau besaß Verstand genug, die Krone Schwedens nicht für ein beneidenswerthes Kleinod zu halten; sie zog es vor, lieber sich in Armuth und Dunkelheit zurückzuziehen und als eine einfache Frau in dem schönen Italien zu leben, denn als Königin in dem kalten unwirthbaren Schweden zu bleiben. Das war in der That sehr weise von dieser klugen Königin, und Du hast ganz recht, meine Schwester, Königin Christine war die größere der Frauen, eben weil sie aufhörte, Königin von Schweden zu sein.

So sprechend neigte die Prinzessin kaum merklich den Kopf und wandte sich dann ab, um die Frau von Kleist zu sich zu winken, und mit ihr ein heiteres und fröhliches Gespräch zu beginnen.

Der Gesandte Schwedens sah ihr mit finstern zornigen Blicken nach und preßte die Lippen heftig aufeinander, wie um einen Ausruf des Zorns zu unterdrücken.

Ich bitte Sie, Herr Graf, sagte Ulrike leise und sanft, nehmen Sie keinen Anstoß an den unfreundlichen Worten meiner kleinen lieben Schwester. Sie ist heute ein wenig rauh und abstoßend, das ist wahr, aber Sie werden sehen, morgen schon hat sie vielleicht wieder ihren heitern und sonnenhellen Tag, und ist von einer unwi=

verstehlichen Liebenswürdigkeit. Das wechselt immer sehr rasch bei ihr, und wir nennen die Prinzessin deshalb immer unsere kleine Aprilfee.

Ah, die Prinzessin Amalie ist also launenhaft, wie der April? fragte der Gesandte mit einem frostigen Lächeln.

Mehr noch als der April, rief Ulrike lachend. Aber, was wollen Sie, Herr Graf, wir Alle, wir, ihre Brüder und Schwestern tragen die Schuld daran. Denn Sie müssen wissen, daß wir Sie verwöhnt haben, und daß sie unser Aller Liebling ist. Ich rathe Ihnen also, meiner theuren kleinen Schwester nicht zu zürnen, denn das würde heißen uns Alle zu beschuldigen. Sie haben heute einen Regenschauer ihrer Aprillaune empfangen, aber es ist möglich, daß Sie morgen schon im vollsten Sonnenschein ihrer Gunst sich wärmen können.

Ich würde doch ängstlich sein, das zu versuchen, sagte der Graf kühl; denn Euere Königliche Hoheit wissen, daß auf den Aprilsonnenschein auch sehr leicht wieder Regen und Sturm folgt, und solcher Wechsel der Temperatur erkältet sehr.

Erlauben Sie mir eine Bitte, sagte Prinzessin Ulrike halbleise. Lassen Sie den König nicht ahnen, daß Sie schon ein wenig von diesem Aprilwetter gelitten haben.

Gewiß nicht, Prinzessin, und wenn mir Euere Königliche Hoheit nur gestatten wollen, mich noch ein wenig

in dem heitern Sonnenschein Ihrer Nähe erquicken zu dürfen, so werde ich bald wieder von diesem kleinen Regenschauer des Aprilwetters genesen sein.

Nun, ich denke, wir haben Beide unsere Rolle gut gespielt, sagte Prinzessin Ulrike zu sich selber, als sie im Lauf des Abends während der französischen Theateraufführung Zeit fand, ein wenig über die Begebenheiten dieses Tages nachzudenken. Amalie wird ihren Zweck erreichen und nicht Königin von Schweden werden. Sie hat es so gewollt, und ich habe mir also keine Vorwürfe zu machen.

Und Prinzessin Ulrike lehnte sich behaglich in ihren Lehnsessel zurück und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder den Schauspielern zu, welche heute Voltaire's Oedipe vor dem Hofe aufführten.

Diese Aufführung fand, wie gesagt, auf dem kleinen Theater im königlichen Schlosse statt. Denn ein Schauspielhaus gab es nicht in Berlin, und das große und weite Opernhaus war von dem König mit Recht als ungeeignet erklärt zu Aufführungen des recitirenden Drama's.

Der König, welcher sonst diesen Darstellungen immer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu folgen pflegte, schien indeß heute unruhig und ungeduldig zu sein, und begleitete dieses pikante und geistvolle Drama seines

Lieblingsschriftstellers weniger mit seinem Beifall, wie man das sonst an ihm gewohnt war.

Das kam daher, der König wartete. Er hatte in seinem königlichen Stolz seine ungeduldige Neugierde so weit beherrschen können, daß er den Anfang der Theaterdarstellung auch nicht um Eine Minute früher als sonst befohlen hatte, auch war er nicht, wie sonst zuweilen, schon vor Beginn der Aufführung hinter die Scene gegangen, um einige ermunternde und freundliche Worte an die Schauspieler zu richten, oder sie zu ermahnen, diese oder jene seiner Lieblingsstellen recht gut und künstlerisch fein darzustellen. — Jetzt aber, jetzt wartete der König, jetzt fühlte er eine fieberhafte Ungeduld, endlich diese gefeierte capriciöse Schönheit, diese vielbewunderte Künstlerin zu sehen, endlich mit seinen eigenen Augen zu schauen, ob diese Signora Barbarina wirklich das bezaubernde Wesen sei, als welches alle Welt sie verherrlichte.

Endlich fiel der Vorhang des ersten Actes. Wenige Minuten, und dieser Vorhang mußte sich wieder heben, und man sollte endlich diese Signora Barbarina in einem ihrer berühmten Soli tanzen sehen. Eine athemlose Stille herrschte in dem Saal, aller Augen waren starr

nach dem Vorhang gerichtet, Jeder harrte mit peinlicher Ungeduld des Moments, wo dieser sich endlich heben würde.

Endlich jetzt ertönte die Klingel. Der Vorhang flog in die Höhe; man sah auf der Bühne eine ländliche Scene, eine von Hütten umgebene Dorfkirche im Hintergrund, Rosengebüsch und belaubte Bäume an den Seiten-Coulissen. Die Sonne, im Untergehen begriffen, beleuchtete die Gipfel der Berge, an welche das Dorf sich lehnte, die ferne leisetönende Abendglocke schien die Hüttenbewohner zum Ave Maria zu rufen.

Es war ein allerliebstes Bild ländlichen Friedens und unschuldiger Natureinfalt, ein Bild, das seltsam contrastirte zu dieser glänzenden, von Ordenssternen und Brillanten funkelnden Hofgesellschaft, welche ihm gegenüber sich befand, und in so strahlender Weise den Gegensatz dieser Idylle darstellte.

Und jetzt ging es wie ein electrischer Schlag durch diese ganze auserlesene Gesellschaft. Da auf der Bühne war sie erschienen, da schwebte sie heran, die Signora Barbarina!

Der König, welcher sich Anfangs unwillkührlich ein wenig höher in seinem Fauteuil aufgerichtet hatte, um die Signora besser sehen zu können, lehnte sich jetzt, gleichsam beschämt von seiner eigenen Ungeduld, wieder in

den Sessel zurück. Es lagerte sich wie eine Wolke auf seiner hohen Stirn, und er preßte die Lippen fest aufeinander, wie im Unwillen oder Zorn. — Der König fühlte sich fast beängstigt und bedrückt von dieser zauberhaften Schönheit, und Er, welcher mehr als einmal schon dem Tode muthig in's Auge geschaut, und ohne nur mit der Wimper zu zucken die tödtlichen Kugeln um sich her hatte fliegen sehen, er empfand jetzt einen unbestimmten Schrecken, eine bange Unbehaglichkeit!

Sie war schön, zauberhaft schön in dieser reizenden und malerischen Tracht einer Hirtin, in diesem dunkelrothen Atlasgewande, mit diesem schwarzen Sammetmieder, das über ihrer schönen Büste mit goldenen Schnüren, an deren Enden Quasten von Brillanten funkelten, zusammengehalten war. Ein Kranz von purpurrothen Rosen schmückte ihr Haar, das zu beiden Seiten ihrer hohen, wundervollen Stirn in langen Locken hernieder rieselte, und das reine und vollendete Oval ihres Angesichtes wie mit einem dunklen Rahmen einfaßte. Ihre zarten Wangen waren von einem leisen Rosenschimmer überhaucht, gegen den das volle und dunkle Incarnat ihrer schwellenden üppigen Lippen um so mächtiger hervortrat. Wenn sie lächelte, so war das wie eine köstliche Verheißung berauschenden Liebesglückes, und wenn diese großen, feurigen, schwarzen

Augen ernsthaft blickten, so lag in ihnen eine solche Tiefe und Gewalt der Leidenschaft, eine solche machtvolle, intensive Gluth, daß man wohl fühlte, diese Frau verstehe es glühend zu hassen, oder auch glühend zu lieben.

Heute aber wollte sie mit ihren Blicken weder drohen, noch anfeuern. Sie war nur das lächelnde, glückstrahlende Landmädchen, welches freudetrunken in ihre Heimath zurückkehrt, und ihr Entzücken in flatternden Tänzen und dann wieder in stillem Ruhen, Anschauen und Sinnen ausdrückt.

Wie eine Libelle flog sie umher, lächelnd, freudetrunken, wunderbar anzuschauen in ihrer Lieblichkeit und Schönheit, bewunderungswürdig in ihrer Kunstfertigkeit, welche um so größer war, je weniger sie die Schwierigkeiten ahnen ließ, welche sie mit so spielender Leichtigkeit ausführte.

Der Tanz war zu Ende. Barbarina, athemlos, glühend und lächelnd verneigte sich. Dann, als Alles still blieb, als keine Hand sich rührte, kein Beifallsruf ertönte, ließ sie ihre großen brennenden Blicke wie eine drohende Frage über den Saal hinblitzen, und das Haupt stolz und trotzig zurückwerfend, trat sie zurück.

Der Vorhang fiel, und jetzt richteten sich Aller Blicke auf den König, in dessen Angesicht man den Eindruck

lesen wollte, welchen die Signora auf ihn gemacht. Aber das Antlitz des Königs war heute unergründlich. Es war still und ruhig sinnend, nur auf seiner Stirn lagerte eine leise Wolke, und seine Lippen waren ein wenig fester als sonst zusammengepreßt.

Die Höflinge, welche das sahen, schlossen daraus auf die Unzufriedenheit des Königs und begannen demzufolge die Köpfe zu schütteln und sich tadelnde Bemerkungen und mißbilligende Ausrufe zuzuflüstern.

Der König achtete nicht darauf. Er war in diesem Moment nicht der König, nicht der Herr und Gebieter, er war nur ein Mann; ein Mann, welcher staunend und in stiller Verzückung das göttliche Wunder reiner Frauenschönheit vor ihm sich offenbaren sah. Der König, eben weil er ein Held war, erbebte vor diesem Wunder, das er nicht begriff, und das ihn deshalb mit einer Art Schrecken und Grauen erfüllte.

Der Vorhang ward wieder aufgezogen und der zweite Act des Drama's begann.

Niemand achtete darauf, Niemand hatte jetzt Sinn für dieses gesprochene Gedicht, nachdem man eben erst ein lebendiges, liebeathmendes Gedicht vor sich gesehen.

Jedermann war daher froh, als der zweite Act zu

Ende war und der Vorhang niederrollte, um sich bald wieder zu dem Tanz der Barbarina zu erheben.

Aber das geschah nicht. Eine Pause trat ein, eine erwartungsvolle, athemlose Pause. Die Klingel ertönte nicht, der Vorhang hob sich nicht, und jetzt näherte sich der Baron von Sweerts, welcher so eben von der Bühne kam, dem König mit bestürztem Gesicht.

Sire, sagte er leise, die Signora Barbarina erklärt, nicht mehr tanzen zu können; sie sei noch zu ermüdet von der Reise, zu angegriffen von den vielen Gemüthsbewegungen.

Gehen Sie und sagen Sie ihr, daß ich befehle, weiter zu tanzen, sagte Friedrich, in welchem der König jetzt lauter sprach, als der Mann, und der sich fast glücklich fühlte, dieser Zauberin, welche ihn eben so umstrickt gehalten, jetzt zürnen zu müssen.

Herr von Sweerts eilte wieder auf die Scene, bald aber kehrte er traurig und niedergeschlagen zu dem König zurück.

Majestät, die Signora erklärt, sie werde nicht tanzen, und der König habe nicht die Macht ihre Füße tanzen zu machen, wenn sie nicht wollten.

Ah, das ist eine Drohung! sagte der König mit drohendem Ton, und ohne ein Wort weiter zu sagen, stand

er auf und begab sich eilig hinter die Bühne, gefolgt von dem Directeur des spectacles, dem Baron von Sweerts.

Wo ist die Person? fragte der König, als sie jetzt hinter der Bühne sich befanden.

Sire, sie ist in ihrer Garderobe. Wenn Euere Majestät befehlen, werde ich sie rufen.

Nicht doch, ich will selber zu ihr gehen! Zeige Er mir den Weg!

Und der König ließ den Baron vorangehen, um Zeit zu haben, sich zu sammeln und eine ruhige und ernste Haltung anzunehmen.

Sire, hier befinden wir uns vor der Garderobe der Signora.

Öffne Er!

Aber ehe der Baron noch Zeit hatte, den Befehl zu erfüllen, hatte die ungeduldige Hand des Königs schon die Thür aufgestoßen, und er trat ein.

XI.

Der König und die Tänzerin.

Die Barbarina ruhte halbausgestreckt, ganz in sich zusammengesunken auf dem kleinen dunkelrothen Divan. Die Arme über der Brust gekreuzt, wie eine Odaliske, die flammenden, gluthsprühenden Augen auf den Eintretenden gerichtet, verharrte sie in ihrer trotzigen Bewegungslosigkeit, ihrer geschlossenen Ruhe. Sie hatte den Blick einer Pantherin, welche eben zu einem Sprunge sich bereitet, und ihren Feind entweder tödten oder von ihm getödtet werden will.

Der König stand einen Augenblick still und wartete. Aber die Barbarina rührte sich nicht.

Der Baron Sweerts, entsetzt über dieses ungebührliche und respectwidrige Betragen der Tänzerin, näherte sich ihr, um ihr zu sagen, daß es der König sei, welcher ihr die Gnade eines Besuches erzeige.

Aber Friedrich winkte ihm, sich zurückzuziehen, und

um nicht von der Signora verstanden zu werden, sagte er deutsch: geh Er, und erwarte Er mich im Corridor. Es ist nicht nöthig, daß die Signora weiß, mit wem sie es zu thun hat.

Baron Sweerts entfernte sich mit einer Verbeugung, als er aber die Thür des kleinen Zimmers hinter sich zudrücken wollte, sagte der König gebieterisch: die Thür bleibt offen!

Die Barbarina lag noch immer unbeweglich da; ihre großen dunklen Augen waren forschend von einem der beiden Herren zu dem andern geflattert, sie hatte versucht, in ihren Mienen die Bedeutung dieser Worte zu lesen, welche sie nicht verstand, aber sie that das ganz ohne Ängstlichkeit und Beklommenheit; sie fühlte sich durchaus nicht wie eine Schuldige, eine Rebellin, sondern sie hatte die Miene einer strengen Königin, welche eine von ihr erflehete Gnade nicht gewähren will.

Der König trat jetzt dicht zu ihr heran; ihr Auge heftete sich mit unaussprechlicher ernster Ruhe auf sein Angesicht, und dieses einem König sehr ungewohnte Anblicken machte Friedrich fast verwirrt, indem es ihn zugleich ergötzte.

Sie sind also fest entschlossen, heute Abend nicht mehr zu tanzen? fragte der König.

Fest entschlossen! sagte sie mit ihrer wundervollen, sonoren Stimme.

Hüten Sie sich! Hüten Sie sich! rief der König und wider seinen Willen konnte seine Stimme nicht den drohenden Ausdruck annehmen, den er ihr zu geben wünschte. Der König wird Sie zu zwingen wissen!

Mich zwingen! Mich die Barbarina! sagte sie mit einem spöttischen Lächeln, das indessen zwei Reihen wundervoller Zähne sehen ließ. Und wie wird es der König anfangen, mich zum Tanz zu zwingen?

Nun! Sie sollten doch überzeugt sein, daß der König ein wenig Gewalt über Sie hat, da er Sie gezwungen hat, hierher zu kommen!

Ja, das ist wahr! rief die Signora, indem sie sich mit dem Oberkörper aus ihrer ruhenden Stellung aufrichtete. Er hat mich gezwungen, hierher zu kommen! Er hat an mir gehandelt wie ein Barbar, wie ein gefühlloser Tyrann!

Signora, rief der König drohend, man spricht nicht so von einem König.

Und weshalb nicht? fragte sie heftig. Was ist mir Ihr König? Wodurch hat er meine Liebe, meine Achtung, ja, auch nur meinen Gehorsam verdient? Was hat er für mich gethan, daß ich ihn anders als einen rohen

Tyrannen betrachten kann. Was kann für mich, welche selber eine Königin ist, und eine stolze und trotzige, glauben Sie es mir nur, — was kann für mich dieser König sein, den ich nicht kenne, den ich nie gesehen, und der mir gegenüber vergessen hat, daß ich ein Weib, und er ein Mann sei, wie sehr er immerhin auch ein König sein mag! Ein ächter König darf aber einer Dame gegenüber immer nur der Cavalier sein, wenn er nicht will, daß ihn das Weib verachtet.

Ah, Sie verachten also den König? fragte Friedrich, den diese ungewohnte Scene wirklich belustigte.

Ich verachte ihn, ja! Ich hasse ihn, ja! rief die Tänzerin mit einem wilden energischen Ausbruch ihres südlichen Naturells. Ich bete zu Gott nicht mehr um mein Glück, denn das hat dieser grausame König zerstört, ich bete zu Gott nur noch um Rache, um Vergeltung an diesem Mann, welcher die Herzen anderer Menschen unter seine Füße tritt, weil er selber kein Herz hat. Und Gott wird mir beistehen, daß ich mein Ziel erreiche, daß ich mich räche an diesem Mann. Ich habe es mir geschworen und ich werde Wort halten! Gehen Sie hin und sagen Sie das Ihrem König! Sagen Sie ihm, er soll sich hüten vor der Barbarina. Großmüthiger und aufrichtiger wie Er, warne ich ihn, während er mich

hinterlistig bei Nacht, ungewarnt, von Häschern hat überfallen und wie eine Verbrecherin hierher schleppen lassen.

Der König fand diese Scene zu pikant, um sie schon enden zu lassen. Es war für ihn, den König, der nur gewohnt war um sich her Stimmen des Beifalls, der Bewunderung und des Lobes zu hören, ein ganz neues Gefühl, sich so energisch getadelt und gescholten zu hören.

Und fürchten Sie nicht, daß der König zürnen wird, wenn ich ihm Ihre Worte wiederhole? fragte er.

Fürchten? Was kann mir der König nun noch thun, daß ich mich fürchten sollte? Er ist ein König, aber ich, bin ich nicht eine Königin? Er besitzt nur ein kleines Stückchen Land von dieser Welt, welche mein ist, welche mir gehört, wie sie dem Adler gehört, der in stolzem Fluge durch die Lüfte dahin rauscht. Er hat über Millionen zu gebieten, aber er muß sie aus den Taschen seiner Unterthanen nehmen, und er bedarf dazu vieler Beamten, die von dem Volk das Geld nehmen, was es doch nur mürrisch giebt, während mein Volk es mir jauchzend und frohlockend darbringt. Sehen Sie da, diese zwei kleinen Füße, das sind meine Beamten, und ich habe genug an ihnen, um die Steuern meines Volkes, und das sind alle Menschen, welche in Europa wohnen, ein=

zuziehen. Ja, diese zwei kleinen Füße das sind meine Beamten, welche mir Millionen eintreiben, das sind meine Rächer, welche mir Genugthuung schaffen sollen an Ihrem barbarischen König!

Sie lehnte sich, erschöpft nicht so sehr vom Sprechen, als von ihrer innern Leidenschaftlichkeit, an die Kissen zurück und athmete hoch auf. Der König betrachtete sie mit staunenden Blicken; sie war für ihn wie ein neu entdecktes, nie gesehenes Kunstwerk, dessen Anschauen man mit einer Art Verwunderung genießt, und dem gegenüber man stumm wird vor andachtsvollem Staunen. Ihre außergewöhnliche Schönheit, ihr pikantes Wesen, ihre rückhaltlose Leidenschaftlichkeit, ihre trotzige Aufrichtigkeit, das Alles machte auf ihn einen ungewöhnlichen, einen zauberhaften Eindruck. Sie konnte immerhin auf den König schelten und ihm Rache schwören, der König hörte es nicht! Der König war nicht da, sondern nur der Mann, und zwar ein Mann, welcher dem König fast zürnte, daß die Barbarina Recht hatte, ihm zu grollen, daß der König wirklich ihr gegenüber vergessen hatte, daß sie ein Weib und er ein Cavalier sei.

Ja, ja, wiederholte jetzt die Barbarina, und ein köstlicher Ausdruck des Triumphes malte sich in ihren Zügen, ja, meine kleinen Füße werden meine Rächer sein. Der

König wird sie niemals mehr tanzen sehen, Er, welcher es sich Tausende hat kosten lassen, welcher mit der edlen Republik Venedig um meinetwillen Zwistigkeiten angezettelt, Er wird mich nie wieder tanzen sehen! Oh, es ist sehr leicht, eine Provinz zu unterjochen, aber es ist unmöglich eine Frau, eine Künstlerin zu unterjochen, wenn sie nicht unterjocht sein will.

Der König lächelte. Sie wollen nicht vor dem König tanzen, sagte er, und doch haben Sie es ja schon heute gethan.

Gewiß habe ich das, sagte sie, ihr Haupt stolz emporrichtend. Ich habe dem König gezeigt, daß ich eine Künstlerin bin, denn nur erst, wenn er das erkannt hatte, konnte es ihn schmerzen, mich nie wieder tanzen zu sehen.

Ah, in der That, das ist eine raffinirte Berechnung! rief der König mit leuchtenden Augen. Sie tanzten, um den König durstig zu machen nach einem neuen Genuß, und ihm dann denselben zu versagen. Ah, man muß eine Italienerin sein, um das zu ersinnen!

Ja, ich bin eine Italienerin, und wehe mir, daß ich es bin! rief sie, und ein Strom von Thränen stürzte plötzlich aus ihren Augen. Aber das dauerte nur einen Moment. Sie schüttelte, zornig über ihre eigene Schwäche,

die Thränen aus ihren Augen fort, oder ließ sie zurückfließen in ihr Herz. Arme Italienerin, sagte sie dann sanft und leise, armes Kind des Südens, was willst du hier in diesem kalten Norden, bei diesen frostigen Herzen, welche mit ihrem Eiseslächeln die Schönheit und die Kunst erstarren machen. Ah, zu denken, daß die Barbarina nicht vermochte, die Eisrinde von ihrem Herzen zu schmelzen, zu denken, daß sie ihre Kunst vor ihnen entfaltete und sie ihr zusahen mit stummer Lippe und regungsloser Hand! Ah, das ist eine Schmach, welche mich in Italien getödtet haben würde, weil ich mein Volk liebe und weil es die Kunst versteht; welche mich aber in Deutschland nur mit tiefster Verachtung und zürnendem Spott erfüllt!

Ah, deshalb ist es, daß Sie zürnen! rief der König fast freudig. Man hat Ihnen nicht applaudirt, man hat Sie keine Bravi hören lassen.

Sie lächeln darüber? sagte sie, ihm einen Blitz ihrer Augen zuschleudernd. Sie wissen also nicht, daß dieses Applaudiren und diese Bravi für den Künstler das sind, was für das feurige Schlachtroß der Schall der Trompete ist? Das berauscht, das entzückt, das schwellt das Herz mit Muth und Kraft. Wenn der Künstler auf der Bühne steht, so ist der Saal, welchen er da vor sich hat, sein Himmel, in welchem seine Richter sitzen, um ihm ent-

weder die ewige Seligkeit, oder die ewige Verdammniß zu geben, um ihm entweder die Unsterblichkeit des Ruhms oder die Schmach und Verachtung einer Niederlage zuzuerkennen. Nun denn, mein Herr, wenn ich Ihnen sage, daß uns Künstlern der Bühne dieser mit Zuschauern angefüllte Saal der Himmel mit seinen Richtern ist, so werden Sie begreifen, daß das Applaudiren und Bravorufen für uns die Musik der Sphären ist!

Ich begreife das, sagte der König lächelnd. Aber diesmal müssen Sie Nachsicht üben, denn die Etiquette verbietet hier das Applaudiren. Sie haben hier vor einem invitirten Publikum getanzt, und nicht vor einem, welches bezahlt und dadurch sich das Recht, Beifall oder Tadel zu äußern, erworben hat. Niemand darf hier applaudiren, Niemand als der König!

Oh, und dieser Mann hat nicht applaudirt! rief sie, indem sie ihre Zähne fest aufeinanderpreßte und ihre kleinen geballten Fäuste drohend zum Himmel emporstreckte.

Vielleicht war es nur das Entzücken, Signora, welches ihn stumm gemacht, sagte der König mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes. Wenn er Sie wieder tanzen sieht und mehr Ruhe gewonnen hat, wird er Ihnen vielleicht applaudiren.

Vielleicht! wiederholte sie achselzuckend. Ich werde

mich diesem Vielleicht nicht mehr aussetzen. Ich werde nie wieder tanzen. Mein Fuß ist krank! Der König kann mich nicht zum Tanzen zwingen.

Nein, er kann sie nicht zum Tanzen zwingen, aber Sie werden es freiwillig thun, Sie werden freiwillig noch heute vor ihm tanzen!

Die Barbarina lachte, aber mit einem so wilden dämonischen Ausdruck, daß ihr Lachen mehr der Ausdruck der Verwünschung als der Heiterkeit war.

Sie werden noch heute vor dem König tanzen, wiederholte Friedrich, und sein kühner flammender Blick kehrte sich tief in das Auge Barbarina's, welche ihn trotzig anblickte und heftig verneinend mit dem Kopf schüttelte.

Sie werden tanzen, weil sie sonst verloren sind. Ich meine nicht verloren, weil der König Sie vielleicht strafen könnte wegen Ihres Widerstandes. Der König ist kein Blaubart, er tödtet keine Frauen, er steckt sie in keine unterirdischen Gefängnisse und hat keine Folterkammer für sie in Bereitschaft, denn der König von Preußen, welchen Sie so sehr hassen, er hat die Folter in seinen Landen aufgehoben, die Folter, welche neben den Orangen und Myrthen in Ihrem schönen Italien in üppigster Blüthe steht. Nein, Signora, der König wird Sie, wenn Sie

in Ihrem Trotz beharren, nicht strafen, sondern er wird Sie fortschicken, das ist Alles!

Und das ist Alles, was ich wünsche und mir vom Schicksal erflehe!

Wer weiß, Signora. Denn Sie, welche eine Künstlerin, Sie, welche eine schöne Frau sind, Sie, welche Ehrgeiz besitzen und den Ruhm für ein begehrenswerthes Etwas halten, Sie werden nicht Ihren Ruhm verlieren, Ihren Ehrgeiz schmählich enttäuscht, Ihre Schönheit gelästert und Ihre Künstlerschaft verdächtigt sehen wollen.

Und ich sehe nicht ein, wie alle diese fürchterlichen Dinge geschehen könnten, weil ich in Berlin und vor dem König nicht mehr tanzen will!

Sie werden das sogleich einsehen, Signora, hören Sie nur. Der König ist, was man auch immer von ihm sagen und denken möge, doch immer ein Mann, auf welchen Europa blickt, wenn es, setzte der König mit einem anmuthigen Lächeln und einer leichten Verneigung hinzu, wenn es nicht gerade seine Augen auf Sie gerichtet hat, Signora. Die Stimme des Königs hat ein wenig Gewicht in der Welt erhalten, wenn er auch bis jetzt nur Provinzen und keine Frauen erobert hat. Man hat wohl darauf geachtet, daß der König ein so unwiderstehliches Verlangen hatte, Sie zu sehen und zu bewundern, daß

er sogar deshalb die ritterliche Galanterie ein wenig bei Seite setzte und auf seinem Rechte, auf der Erfüllung Ihres von Ihrer eigenen schönen Hand unterschriebenen Contractes, bestand! Das war vielleicht nicht, wie Sie sagen, cavaliermäßig, aber es war wenigstens nicht ungerecht! Sie haben ihm gehorchen müssen, Sie sind hierher nach Berlin gekommen, nicht freiwillig, das gebe ich zu, aber Sie haben heut Abend vor dem König getanzt und das haben Sie freiwillig gethan. Das war, von Ihrem Standpunkt betrachtet, ein großer Fehler. Denn nun können Sie nicht mehr sagen, „ich will nicht vor dem König tanzen, weil ich mich rächen will", denn Sie haben getanzt, und wie fein und raffinirt Sie auch dieses Tanzen entschuldigen wollen, man wird Ihnen keinen Glauben schenken, wenn der König seine Stimme gegen Sie erhebt. Und er wird das thun, glauben Sie es mir! Er wird sagen: ich habe die Barbarina kommen lassen, um zu sehen, ob die ganze Welt wahnsinnig und kindisch ist oder ob die Barbarina wirklich diese Begeisterung, dieses Entzücken verdient, das die ganze Welt für sie hegt. Nun denn, ich habe sie tanzen sehen, und ich finde, daß die Welt närrisch ist, und ich gebe ihr ihr Götzenbild zurück, weil ich es nicht mag, weil es für mich nur eine hölzerne Nachbildung, nicht die Göttin

selber ist, weil ich Terpsichore anbeten wollte und dafür nur ihre kleine Kammerzofe bekam. Ich lasse die Barbarina wieder gehen, weil ich sie Einmal habe tanzen sehen, und weil ich nicht Lust hatte mich zum zweiten Male von ihren Capriolen und Minauderien langweilen zu lassen!

Mein Herr! rief Barbarina drohend, indem sie mit fliegendem Athem und flammenden Augen sich aus ihrer ruhenden Stellung emporrichtete.

Das würde der König sagen, fuhr der König ruhig und lächelnd fort, und da, wie Sie wissen, der König eine ziemlich volle Stimme hat, so würde man diese Worte des Königs in ganz Europa wiederhallen hören. Man würde es Ihnen also nicht glauben, daß Sie nicht haben tanzen wollen, sondern man wird denken, daß Sie nicht haben tanzen sollen, man wird sagen, daß Sie dem König nicht gefallen haben, und zum Beweis dafür wird man anführen, daß der König, als Sie vor ihm tanzten, nicht applaudirt, daß er Ihnen nicht ein einziges Bravo zugerufen hat, man wird mit einem Worte sagen: daß Sie Fiasko gemacht haben!

Die Barbarina war aufgesprungen und legte jetzt mit einer Bewegung von unnachahmlicher Grazie und

Leidenschaftlichkeit zugleich ihre Hand auf den Arm des Königs.

Führen Sie mich auf die Bühne, sagte sie in wunderbarer Erregung, ich will tanzen. Ah, dieser König soll mich nicht besiegen, mich nicht zu Grunde richten! Er hat mir mein Lebensglück gemordet, aber er soll mir meinen Ruhm nicht tödten. Nein, nein, ich will ihn zwingen, der Barbarina zu applaudiren, ich will ihn zwingen, mich eine Künstlerin zu nennen. Sagen Sie es dem Director, daß er Alles bereiten läßt, ich werde sogleich auf die Bühne kommen! Ich will tanzen!

Sie hatte wohl Recht gehabt, den Künstler vorher mit einem Streitroß zu vergleichen. Sie glich in diesem Augenblicke einem solchen, sie hatte die Trompete, welche zum Kampf, zum Ruhme ruft, vernommen, ihre Wangen glühten, ihre Nüstern flogen, ein fieberhaftes Keuchen kam aus ihrer Brust hervor, ein convulsivisches nervöses Zittern, das Zittern der thatendurstigen Ungeduld, der kampfbereiten Erwartung, durchrieselte ihre Glieder.

Der König betrachtete sie mit leuchtenden Augen. Er begriff den Ausdruck ihres Angesichts, er verstand ihr Zittern und ihre Hast, er verstand diese nach Ruhm dürstende Seele, diesen von der Möglichkeit des Mißlingens empörten Ehrgeiz. Ihre Tapferkeit entzückte ihn, die

Wahrheit und Fülle, mit der sie jede ihrer Empfindungen äußerte, flößte ihm Achtung ein. Und indem der König diesen innern, diesen geistigen Eigenschaften den Tribut seiner Anerkennung zollte, sahen die Augen des Mannes zugleich, daß dieses Weib auch äußerlich wohl den Tribut der Anerkennung verdiene, daß sie schön sei und zwar in der reizenden, weichen, üppigen und zugleich sittsamen und keuschen Schönheit der Venus Anadyomene, der meerentstiegenen Göttin, keusch in der Üppigkeit, unschuldig in der Nacktheit.

Kommen Sie, sagte der König, geben Sie mir Ihre Hand. Ich werde Sie auf die Bühne führen, und ich verspreche Ihnen, daß der König applaudiren wird!

Die Barbarina sagte kein Wort, in dem Feuer ihrer Ungeduld drängte sie den König nur vorwärts, der Thür zu. Aber dann blieb sie stehen und den König mit einem bezaubernden Lächeln anblickend, sagte sie: mein Herr, ich bin Ihnen ohne Zweifel viel Dank schuldig, denn Sie haben mich gewarnt vor einer Gefahr und mich vor einem Fehltritt behütet. Freilich thaten Sie das nicht um meinetwillen, sondern weil Ihr König befohlen hatte, daß ich tanzen sollte, und Sie mich überreden wollten. Aber Ihre Überredungsgründe waren gut und haben mich von einem Abgrund zurückgerufen. Ich danke Ihnen

und bitte Sie mir Ihren Namen zu sagen, damit ich ihn, als die einzige gute Erinnerung an dieses Berlin, in mein Gedächtniß zeichnen kann.

Der König lächelte. Signora, sagte er, von heute an werden Sie mir ein wenig Verdienst und Ruhm zugestehen müssen. Sie sagten, daß es leicht sei, Provinzen zu erobern, aber riesenschwer eine Frau wider ihren Willen zu erobern. Nun denn, jetzt werde ich in Ihren Augen vielleicht ein Held sein, denn ich habe nun nicht bloß Provinzen, sondern auch sogar eine Tänzerin erobert und besiegt!

Die Barbarina erschrak weder noch äußerte sie Staunen oder Entsetzen bei diesen Worten des Königs. Sie hatte schon zu viele Fürsten und Könige zu ihren Füßen gesehen, um noch von diesem Glanz der Majestät geblendet zu sein.

Sie ließ nur den Arm des Königs los und indem sie sich tief verneigte, sagte sie ruhig und fest: Sire, ich bitte nicht um Verzeihung und Gnade, denn Sie sehen wohl, der Besitzer einer Krone muß diese Krone auf dem Haupt tragen, wenn man sie erblicken und respectiren soll, und die Majestät ist ein Etwas, welches nicht leuchtet, wenn man es unter Schleiern verbirgt. Auch würde ich nicht anders gesprochen haben, wenn ich den hohen Rang

dessen gekannt hätte, der mir die Gnade seiner Gegenwart schenkte!

Ich bin davon überzeugt! rief der König lachend. Sie sind eine Königin, welche den kleinen König von Preußen sehr gering achtet, weil er so sehr vieler Steuerbeamten bedarf, um das Geld, dessen er nöthig hat, von seinen Unterthanen zu erpressen. Darin haben Sie Recht, meine Beamten kosten mich viel Geld und bringen wenig ein, während die Ihrigen Ihnen gar nichts kosten und sehr viel einbringen. Kommen Sie, Signora, Ihre beiden Steuerbeamten wollen ihr Amt antreten! —

Er winkte dem Baron von Sweerts, welcher draußen im Corridor stand und sagte deutsch: die Signora wird tanzen! Man soll ihr mit Respect begegnen und einige Egards für sie haben!

Dann nickte er der Tänzerin einen leichten Gruß zu und kehrte in den Zuschauersaal zurück, wo man indessen den dritten Act des Oedip zu Ende gebracht hatte.

Aller Blicke richteten sich bei seinem Eintritt auf den König. Man erwartete ihn mit diesem flammenden, zerschmetternden Blitz in den Augen zu sehen, wie er dem König im Zorn eigen war, aber das Antlitz Friedrich's war strahlend und hell, und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Frieden und Glück sprach aus seinen Zügen.

Er nahm seinen Platz wieder zwischen den beiden Königinnen ein, indem er an Sophie Dorothea einige Worte der Entschuldigung richtete und seine Gemahlin mit einem Lächeln begrüßte.

Arme Königin, arme Elisabeth Christine! Sie hatte den scharfen Blick einer Liebenden, und sie allein las auf dem Antlitz des Königs, was Niemand, was selbst Friedrich noch nicht wußte.

Während Aller Augen auf die Bühne gerichtet waren, während Jeder mit athemlosen Entzücken, mit einer nur von der Anwesenheit des Königs zum Schweigen gebrachten Begeisterung dem wundervollen Tanz der Barbarina zuschaute, hatte die Königin ihre verstohlenen, schüchternen Blicke nur auf das Antlitz ihres Gemahls gerichtet.

Sie sah nicht, daß Barbarina in der Gluth ihres Ehrgeizes und ihrer leidenschaftlichen Energie jetzt noch vollendeter, noch meisterhafter tanzte, wie zuvor, daß sie die größten Schwierigkeiten mit spielender Leichtigkeit, mit unnachahmlicher Grazie überwand.

Die Königin sah das nicht, aber sie sah das Antlitz ihres Gemahls, welches leuchtete vor innerer Befriedigung und Lust, sie sah sein Lächeln, und sie fühlte es wie ein schneidendes Schwert durch ihre Seele gehen.

Die Barbarina hatte geendet! Wieder trat sie vor und neigte sich tief und grüßte ihre erhabenen Zuschauer. Aber jetzt ereignete sich etwas Unerhörtes, Etwas, welches durchaus der Etiquette widersprach und den Ober-Ceremonienmeister mit Grauen und Entsetzen erfüllte, — der König applaudirte, nicht wie ein gnädiger König, indem er nur leise die Hände zusammenlegte, der König applaudirte wie ein Enthusiast, welcher entzückt ist und welcher dieses Entzücken laut und stürmisch aller Welt zu erkennen geben will. Und indem Friedrich so applaudirte, erhob er sich einen Moment von seinem Fauteuil und wandte sich nach den hinter ihm befindlichen Prinzen, Generalen und Cavalieren um.

Applaudiren Sie, Messieurs, sagte er, und als ob diese Worte die Zauberformel gewesen, welche die gefesselten Hände frei gemacht, und den schon auf den Lippen zitternden Ausruf des Entzückens, welcher erstarrt war, wieder lebendig gemacht, hallte der Saal wieder von dem Sturm des Beifalls, den Bravorufen der enthusiasmirten Zuschauer.

Barbarina neigte sich wieder und immer wieder und ein Ausdruck seligen Triumphes stand auf ihrem schönen, von der Macht ihrer Aufregung glühenden Angesicht.

Ich sah nie ein schöneres Weib! murmelte der König, indem er sich ganz erschöpft in seinen Fauteuil zurücklehnte. —

Die Königin Elisabeth Christine preßte die Lippen fest aufeinander, um diesen Schmerzensschrei zurückzuhalten, der sich aus ihrer Brust emporrang. Sie hatte mit dem scharfen Ohr einer Liebenden die Worte des Königs gehört und ihren tieferen Sinn begriffen.

Er wird sie lieben, ich weiß das, ich fühle das! sagte sie zu sich selber, als sie nach diesem ereignißreichen Abend wieder nach ihrem einsamen Schlosse Schönhausen zurückgekehrt war. Oh, oh, warum hat mir Gott denn diese neue Qual, diese neue Demüthigung auferlegt. Bis heute konnte man mich beklagen, von dem König nicht geliebt zu werden, indem man sagte: „Der König liebt keine Frau! Der König hat kein Herz für die Liebe!" — Von heute an wird man mich verachten, denn der König wird wieder ein Herz haben, er wird sich wieder bewußt werden, daß er kein Greis ist, sondern ein Mann von zwei und dreißig Jahren, er wird wieder jung werden, jung von Herzen, jung in Liebe! Oh, mein Gott, und ich werde mein Herz einsargen

müssen in den Schleiern der Eifersucht und der Resignation.

Während die Königin Gott ihre Schmerzen und ihre Qualen anvertraute, war der Graf Tessin, der schwedische Gesandte, damit beschäftigt seinem König seinen Zorn und seine Empfindlichkeit anzuvertrauen. Er schrieb an seinen Souverain, und erzählte ihm von den beleidigenden Worten der kleinen Prinzessin Amalie, welche man am Hofe allgemein die kleine Aprilfee nenne, obwohl sie noch launenhafter sei, wie der April, und stürmischer und rückhaltsloser in ihrem Zorn wie der König Friedrich selber. Dann schilderte er das sanfte und herzgewinnende Betragen der Prinzessin Ulrike und machte seinem Hofe den Vorschlag, lieber die edle und anmuthige Prinzessin Ulrike, statt der wilden und störrischen Amalie, zur Gemahlin des Thronerben Adolph Friedrich zu wählen, und ihn zu ermächtigen um dieselbe zu werben.

Und nachdem der Herr Gesandte diese Depesche vollendet und sofort durch einen Courier an das in Stralsund bereit liegende schwedische Schiff abgesandt hatte, sagte er mit einem triumphirenden Lächeln: ah, meine kleine Prinzessin Amalie! Das ist wenigstens eine königliche Strafe für Ihre königliche Launenhaftigkeit. Es beliebte Ihnen heute, mich zu beleidigen und Sie ahnten

nicht, daß ich mich für diese Beleidigung rächen würde, indem ich Sie um eine Königskrone bringe! Ach, hätten Sie das ahnen können, wie freundlich würde mich diese schöne Aprilfee angelächelt haben!*)

Man sieht, selbst die Herren Diplomaten können zuweilen überlistet werden!

---

*) Vergl. die Haude und Spener'sche (damals Röder'sche) Zeitung. Jahrgang 1743. Nr. 102. — Ferner Lettres de Fr. a Mr. Jordan. —

X.

Ekhof.

Der Leser hat in den vorhergehenden Capiteln gesehen, welche glänzende Rolle das französische Schauspiel und das Ballet am Hofe zu Berlin spielten. Der italienischen Oper und dem Ballet war ein prachtvolles Haus erbaut worden, dem französischen Drama hatte man im Königsschlosse selber eine Bühne errichtet, und wenn die Italiener sangen und die Franzosen tanzten oder Comödie spielten, so geschah das immer im Beisein des Königs und der ganzen königlichen Familie, so geschah das in Gegenwart der höchsten Würdenträger des Staats und vor seinen auserlesensten Adelsgeschlechtern. Man hatte zu der Oper die berühmtesten Sänger und Sängerinnen Italiens kommen lassen, zu dem Ballet die berühmtesten Tänzer und Tänzerinnen aus Paris, und eine so wichtige und bedeutende Sache war dieses Ballet, daß der König selber es nicht verschmähete, gegen den übermüthigen

Balletmeister Potier als öffentlicher Recensent und Kritiker in der Haude- und Spener'schen Zeitung aufzutreten und „Artikel" zu schreiben, die freilich in ihrer Schärfe und ihrem beißenden Spott sehr wenig den lobseligen, allzeit zufriedenen schönblumigen Artikeln unserer heutigen Kritiker glichen. Dem König war es so sehr Ernst mit der Niederschmetterung des armen kleinen Balletmeisters, daß er sogar seinen Gesandten an den auswärtigen Höfen den Befehl ertheilte, diesen seinen Artikel übersetzen und in den ausländischen Zeitungen abdrucken zu lassen.

Während der König so die fremden Künstler mit seiner Gnade, ja sogar mit seinem Zorn beehrte, und um ihretwillen sich zuweilen dazu herabließ, ein Zeitungsschreiber und Tageskritiker zu werden, war das deutsche Theater wie ein verstoßenes Stiefkind zum Elend und zur Dürftigkeit verdammt, mußte es sich in dunklen Sälen und niedrigen Scheunen ein Asyl suchen und froh sein, wenn es nur geduldet ward, wenn man ihm erlaubte, um seine Existenz zu ringen, und wenigstens Apollo und die Musen um die Gunst und den Beistand anzuflehen, den der König und sein Hof, sowie die ganze sogenannte „gute Gesellschaft" ihm versagte.

Aber dieses Stiefkind, das deutsche Theater, trug unter seinen Lumpen und seinem Aschenmäntelchen doch schon die glänzenden Gewänder seiner zukünftigen Größe. Die klügeren Stiefschwestern hatten wohl das arme Aschenbrödel in Armuth und Dunkelheit zurückstoßen, aber sie hatten es nicht tödten, sie hatten ihm seine Zukunft nicht rauben können. Unter den Lumpen trug es goldene Kleider, und es bedurfte nur eines glücklichen Zufalls, um den Staub von seinem Haupte wegzuwirbeln und die darunter verborgene Königskrone sehen zu lassen.

Ein solcher glücklicher Zufall war es, daß der König der Schönemann'schen Gesellschaft erlaubt hatte, nach Berlin zu kommen und dort Theatervorstellungen zu geben; ein solcher glücklicher Zufall war es wiederum, daß diese Schönemann'sche Gesellschaft sich aus Lüneburg den jungen Schauspieler Ekhof mitgebracht hatte, Ekhof, dem es gelingen sollte auch das deutsche Theater zu Ehren zu bringen, und den man mit Recht den ersten und größten Schauspieler Deutschlands nennen kann.

Aber wie viel Misère, wie viel Demüthigung, wie viel verschluckte Thränen, wie viel Kummer, Elend und Sorge, wie viel Hunger und Durst lag damals noch in dem Wort: „ein deutscher Schauspieler!"

Wahrlich, man mußte entweder ein verlorener Mensch oder ein Genie, ein Verzweifelter oder ein Enthusiast sein, um deutscher Schauspieler werden zu wollen. Es hieß, seine Schiffe hinter sich abbrennen und Alles zu gewinnen haben, weil man nichts mehr zu verlieren hatte. —

Nicht bloß die Religion, auch die Kunst hat von jeher ihre Märtyrer gehabt, und solche Märtyrer der Kunst waren zur Zeit Friedrichs des Großen die deutschen Schauspieler.

Segen über Diejenigen, welche dennoch nicht verzagten, sondern muthig das Kreuz auf sich nahmen, und duldeten und litten um der Kunst willen.

In königlichen Sälen spreizte sich das französische Theater und die italienische Oper, in dem gemietheten Saale des Rathhauses von Berlin mußte das deutsche Theater eine Zuflucht suchen. Wie in einem Meer von Licht strahlte bei den Darstellungen der fremden Künstler das königliche Opernhaus, dessen Erleuchtung an jedem Abend 2771 Thaler kostete,*) dunkel und trübe brannten die schweligen Oellampen des deutschen Theaters im ge-

---

*) Siehe Schneider, Geschichte der Oper pag. 21.

miethete̱n Rathhaussaal. Dorthin fuhr man in glänzenden Carossen, geschmückt mit Brillanten und Ordenssternen, hierher ging man bescheidener Weise zu Fuße, im einfachen Gewande, keine Fackeltragenden Lakayen nahmen die Vorhallen ein, keine stolzen Rosse stampften das Pflaster dieser engen und düstern Straße, keine vergoldeten Wagen warteten ihrer Herren; dieses Publikum, welches in das deutsche Theater ging, war weder reich noch vornehm genug, um Fackelträger und Equipagen bezahlen zu können, es bediente sich höchstens auf dem Rückwege einer Stangenlaterne, mit welcher die Magd ihrer Herrin vorleuchtete, wenn diese, in den unwirthbaren Steppen der neuangelegten Dorotheen- oder Mittelstraße wohnend, vielleicht fürchtete dort in den Untiefen und Pfützen der ungepflasterten Straßen und Plätze zu versinken.

Das Publikum des deutschen Theaters das waren die Bürgerlichen, die Gelehrten und Dichter, die Beamten und Banquiers, das waren diese Leute des Mittelstandes, welche auf ihren Hüten keine weißen Federn tragen durften*), und die wohl zu den königlichen Maskeraden

*) König, Schilderung von Berlin. Vol. V. Bd. II. pag. 330.

im Opernhaussaal Zutritt hatten, aber durch einen durch den Saal gezogenen Strick von der Hofgesellschaft abgetrennt waren.

Diese Leute des Mittelstandes, dieses gebildete Bürgerthum, welches noch so machtlos und unbedeutend erschien, es bildete in gewisser Hinsicht doch schon damals eine Macht, denn damals wie heute war die öffentliche Meinung seine Tochter, eine stolze unabhängige Tochter, welche sich von keinem Schmeicheln und keiner Scheinheiligkeit der Großen bestechen ließ, sondern den König, wie den Bettler, den Künstler wie den Feldherrn richtete.

Und diese öffentliche Meinung hatte gesagt, daß Ekhof ein großer Schauspieler, daß er ein Künstler sei, welcher es wohl wagen dürfe, mit den Schauspielern der französischen Truppe zu rivalisiren, daß er den Oedipe und Tartüffe, den Cid und den Geizigen eben so künstlerisch vollendet zur Darstellung brächte, wie nur Monsieur Denis von der französischen Truppe es vermöchte. — Und da die öffentliche Meinung, obwohl die Tochter des Bürgerthums und des Volkes, doch überall Zutritt hat, und selbst in den Sälen der Großen und den Kabinetten der Fürsten gehört wird, so sprach man überall in Berlin von dem deutschen Schauspieler, der es wagen wollte, mit den Franzosen zu rivalisiren, und von dem kühnen

Direktor Schönemann, der sich unterfing, jedesmal wenn auf dem königlichen Schlosse von der französischen Truppe irgend eines der Dramen von Corneille oder Racine, von Voltaire oder Molière gegeben worden, den nächstfolgenden Abend dasselbe Stück in einer deutschen Uebersetzung auf dem Rathhaussaale zur Darstellung zu bringen. Das war indessen eine gute Speculation, eine sehr richtig auf die Neugierde der Menschen angelegte Idee. Diejenigen, welche so glücklich gewesen, die großen Dichterwerke auf dem königlichen Schlosse zu sehen, wollten ihrer Schadenfreude das Fest bereiten, jene gelungenen und glänzenden Darstellungen der Franzosen mit diesen, wie sie meinten, ärmlichen und karrikaturartigen Darstellungen der Deutschen zu vergleichen. Diejenigen, welche vermöge ihrer niedrigen Stellung nicht den Theatervorstellungen im Königsschlosse beiwohnen konnten, wollten wenigstens auch diese Dramen gesehen haben, welche den König und den Hof entzückten, und da sie das Original nicht haben konnten, mußten sie mit der Copie zufrieden sein; gleich jenem hungrigen Bettler, welcher sich vor der Thür der Küche aufstellte, mußten sie mit dem Geruch des Bratens, den sie nicht genießen konnten, sich begnügen.

Aber es gab noch eine dritte Classe von Leuten, eine Classe, welche nicht aus Schadenfreude und nicht aus

Neugierde und eitler Nachahmungssucht das deutsche Theater besuchte, sondern aus dem patriotischen Gefühl des Deutschthums, in der damals freilich noch ziemlich utopisch scheinenden Hoffnung, ein deutsches Drama, eine deutsche Schauspielkunst sich heranbilden zu sehen. Da waren die Gelehrten, welche das französische Drama von Grund ihres Herzens verachteten, und denen eines dieser auf Stelzen einherschreitenden Dramen von Gottsched ein weit höheres Poem dünkte, als eine Tragödie von Corneille oder Racine, da waren die deutschen Patrioten, welche bei einer Darstellung des Malade imaginaire von Molière keine Miene würden verzogen haben, aber den Hypochondristen von Quistorp für ein außerordentlich drastisches und witziges Drama erklärten, kurz alle diese Leute, welche dem Franzosenthum abgeneigt waren und ihre Sympathieen für das Vaterland, ihre Opposition gegen das französische Wesen an den Tag legen wollten.

Das waren also die Elemente, aus welchen das Publikum des deutschen Theaters zusammengesetzt war, und die das Theater im Rathhaussaal zu einem Opponenten des Theaters im Königsschlosse gemacht hatten.

Es war an einem dieser Theaterabende der deutschen Schauspieler, als zwei junge Männer Arm in Arm über

den Schloßplatz gingen und der Churfürstenbrücke zuschritten.

Der eine dieser beiden Jünglinge ist uns schon bekannt, es war Joseph Fredersdorf, der lustige Halle'sche Student, der übermüthige Bruder des Geheimkämmerers, den dieser damit beauftragt hatte zur Teufelsbeschwörung einen schwarzen Ziegenbock herbeizuschaffen. Diesem Befehl seines Bruders gemäß war er ausgezogen, dieses Wunder zu suchen, wie gleich ihm noch zehn andere Mitglieder des geheimen Bundes sich auf die Wanderschaft begeben hatten, nach demselben Ziel. Joseph Fredersdorf, den das Glück oder seine eigene Geschicklichkeit begünstigt zu haben schien, war der Erste gewesen, welcher heimkehrte, und er hatte wirklich einen Ziegenbock mitgebracht, an dessen zottigem Felle auch das schärfste Auge nicht ein weißes Haar hätte entdecken können.

Alles an diesem Teufelsbeschwörer war schwarz, ja selbst die Pupille seines Auges war von einer dunklen Tiefe und so groß, daß selbst bei seinem Seitwärtsblicken auch nicht der kleinste Rand der weißen Hornhaut sichtbar ward. Fredersdorf sowohl als der Herr von Kleist, der Gemahl der schönen Luise von Schwerin, waren glücklich über diesen Fund, den sie indessen mit einigen hundert Thalern

bezahlt hatten*), was freilich nur sehr geringe Zinsen waren von dem Capital welches dieser Ziegenbock ihnen eintragen sollte. Fredersdorf und Kleist, das waren die beiden Vorsteher dieses geheimen Goldmacherbundes, der indessen unter seinen Mitgliedern viele Herren vom höchsten Adel, viele Generale, Officiere und Beamte zählte. —

Fredersdorf wollte Gold machen, aus Stolz, um sich loskaufen zu können von seinem Dienst beim König und die Frau zu heirathen, welche er liebte; Herr von Kleist wollte Gold machen aus Verschwendungslust, in der Ueberzeugung, daß die Welt ein sehr fades langweiliges und widerstrebendes Ding sei, wenn man ihm nicht mit Gold einiges Lächeln und einige Entzückungen abkaufen konnte. Und Herr von Kleist bedurfte dazu sehr vielen Geldes, ebensoviel wie seine schöne Gemahlin, welche wenigstens darin ihm eine treue Gefährtin gewesen, daß sie ihm redlich beigestanden, ihr Vermögen zu vergeuden und sich auf das nicht allzuglänzende Einkommen eines Hauptmanns der königlichen Garde beschränkt zu sehen.

Joseph Fredersdorf war also, wie gesagt, seit einigen Tagen erst von seiner Reise nach Berlin zurückgekehrt und ging jetzt mit einem jungen Manne über den Schloß-

*) Thiébault. Vol. III. pag. 330.

platz nach der Churfürstenbrücke hin. Er lachte, plauderte und scherzte ganz laut, während sein junger Begleiter nur schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen an seiner Seite ging, und jedes Mal erröthend in sich zusammenschrak, wenn Joseph irgend einem ihnen begegnenden hübschen Dienstmädchen im Vorübergehen die Hand über das Kinn legte, oder einem feingekleideten Bürgermädchen neugierig unter die große seidene Capuze schaute.

Joseph sah das und diese Schüchternheit seines jungen Begleiters belustigte ihn ungemein.

Wahrhaftig, sagte er lachend, hätte ich da nicht in meiner Tasche diesen Brief meines Halle'schen Stubenburschen, welcher Sie mir als einen tüchtigen und braven Burschen empfiehlt, und Sie ein sehr gelehrtes Haus, eine zukünftige Leuchte der Wissenschaft nennt, hätte ich diesen Brief, diese Bürgschaft Ihrer Männlichkeit und Gelehrsamkeit nicht, so würde ich glauben, Sie seien ein verkleidetes Mädchen. Sie erröthen, wie eine Jungfer, und sind so schüchtern wie ein Lämmlein, das noch niemals von seiner Mutter Brüsten gekommen.

Ich bin ein Kleinstädter, ein armer Provinziale, sagte der junge Mann lächelnd und mit einer Stimme, welche allerdings ein wenig zu zart und mädchenhaft klang. Ihre großstädtischen Manieren überraschen mich, indem

sie mir zugleich Respect einflößen. Ich bewundere Sie, aber ich kann Ihnen nicht nacheifern, denn ich bin allerdings ein Stubenhocker, ein ungeselliger bücherbestaubter Student.

Ein gelehrtes Ungeheuer! rief Joseph lachend. Ein junger Mensch, der Alles weiß und Alles kennt, nur nicht die Kunst, das Leben zu genießen. Sehen Sie, darin kann ich, dem Sie so vielfach überlegen sind, Ihnen doch Unterricht ertheilen, und wahrhaftig, da mein Freund Sie mir so warm empfohlen hat, so will ich Sie jetzt unterrichten in meiner Wissenschaft, in der Wissenschaft des Lebensgenusses.

Ich fürchte, sagte der junge Mann traurig, ich fürchte, daß das eine Wissenschaft ist, welche ich nicht begreifen kann, weil man mir niemals die Organe zu derselben erschlossen hat. Mein Vater, ein gelehrter Arzt zu Quedlinburg, würde es sehr übel deuten, wenn ich mich mit andern Dingen beschäftigen wollte, als mit der Wissenschaft, und ich selber habe dazu so wenig Neigung und Geschick, daß ich schon vor dem Gedanken erschrecke, mich aus dieser Welt der Bücher herauszuwagen, um sie mit einer Welt von Menschen zu vertauschen, deren Sprache ich kaum verstehe und deren Manieren mir fremd sind.

Aber ohne Zweifel sind Sie doch nach Berlin gekommen, um das Alles ein wenig zu lernen?

Nein, ich bin hierher gekommen, um die medicinischen Anstalten zu mustern und den gelehrten und berühmten Herrn Euler zu sprechen.

Unsinn! rief Joseph lachend. Bewahren Sie Sich Ihre Studien für Halle auf und studiren Sie hier ein wenig das, was man in Halle durchaus nicht lernen kann, nämlich das Vergnügen. Ich verspreche Ihnen, daß ich darin Ihr treuer Gefährte und Rathgeber sein will. Gleich jetzt wollen wir mit unsern Studien beginnen. Sehen Sie da diesen kleinen Theaterzettel, welcher da an der Mauer angeklebt ist? Ekhof wird heute den Cato spielen! Lassen Sie uns in's deutsche Theater gehen!

In's Theater! rief der Andere ganz entsetzt. Wie? Ich sollte in's Theater gehen?

Und weshalb nicht, mein lieber Herr Lupinus? fragte Joseph verwundert. Gehören Sie vielleicht zu den Frommen, welche das Theater ein Haus des Lasters und der Sünde nennen, und unsern edlen König verlästern, weil er diese Häuser nicht schließt, sondern deren noch mehrere vielleicht eröffnen will?

Nein, ich gehöre nicht zu den Frommen, sagte der junge Lupinus mit einem matten Lächeln. Ich diene Gott, indem ich mich bemühe, seine Werke zu erkennen und ihn

in seinem Meisterwerke, dem Menschen, zu begreifen. Das ist meine ganze Religion.

Und diese scheint mir, verbietet Ihnen nicht, in's Theater zu gehen, und da es Ihnen gefällt, die Menschen ein Meisterwerk Gottes zu nennen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie da eines der schönsten Exemplare sehen sollen! Ekhof spielt heute Abend!

Ekhof! Wer ist Ekhof?

Joseph sah den jungen Mann verwundert an, dann zuckte er mit einem verächtlichen Lächeln die Achseln. Man hat Sie wirklich verwahrlost, sagte er, und es war die höchste Zeit daß Sie zu mir kamen! Sie wissen also nicht, daß Ekhof der erste deutsche Schauspieler ist, welcher es gewagt hat, den Cothurn des Herrn Gottsched zu verlassen, und Menschen auf der Bühne sprechen und sich bewegen zu lassen? Kommen Sie, Freund, jetzt gehen wir ganz gewiß in's Theater, und sehen Sie nur wie sich Alles dort nach der dunklen, niedrigen Pforte dieses Hauses drängt. Nehmen wir ehrfurchtsvoll unsere Hüte ab, mein Herr, denn hier stehen wir vor dem Tempel der Kunst, vor dem deutschen Theater. Treten wir ein und beten wir an!

Er zog den jungen Mann, der nicht mehr den Muth hatte, zu widerstreben, in das Haus und zu der Casse

hin, an welcher Leute jeden Standes und jeden Alters sich drängten, um Billets zu lösen.

Es ist heute eine Vorstellung zu Gunsten Ekhof's, sagte Joseph, als sie dann durch den langen dunklen Corridor gingen, welcher zu dem Zuschauerraum führte. Sie sehen, wie viel Verehrer der große Schauspieler hat, denn wie mir scheint, ist halb Berlin heute gekommen, um ihm den Tribut eines gezahlten Billets und eines Bravo's darzubringen.

Der junge Lupinus antwortete ihm nicht. Er nahm schweigend neben Joseph auf einer dieser hölzernen Bänke Platz, welche eine hinter der andern aufgestellt waren, und den Besuchern des Parterre's wenigstens die Bequemlichkeit des Sitzens, wenn auch ohne Rücklehne, gewährten. Eine kleine Erhöhung lief rings um den Saal, von rohen Bretterwänden in viereckige, nach oben offene Kasten abgetheilt, welche man vornehmer Weise „Logen" nannte. Der Bühne gegenüber bezeichnete eine mit kunstlosen Drapperieen behangene, und oben mit einem vergoldeten Adler geschmückte Tribüne die Loge des Königs, welche indeß noch niemals weder von dem König noch von irgend einem Mitglied der königlichen Familie besucht worden war. Zu beiden Seiten dieser königlichen Loge befanden sich zwei kleine dunkle, mit grünen schmucklosen Vorhängen

versehene Logen, welche dazu bestimmt waren, das Gefolge der königlichen Familie oder diejenigen Herren oder Damen vom hohen Adel aufzunehmen, welche die sonderbare Laune haben möchten, einmal auch das deutsche Theater besuchen zu wollen, eine Laune, die indeß nur sehr seltene Beispiele aufzuweisen hatte.

Aber während diese königlichen Logen da oben leer standen, drängte sich unten im Parquett und Parterre die Menge, und manches oh! und ah! und mancher Angst- und Weheschrei ertönte aus dieser dichten Menschenmasse, welche vor den beiden schmalen Eingangsthüren des Zuschauerraums auf- und niederwogte.

Es trifft sich für Sie sehr glücklich, mein Herr, sagte Joseph lachend zu seinem Begleiter, sehr glücklich in der That, daß Ekhof heute gerade den Cato spielt, denn abgesehen davon, daß es seine beste Rolle ist, muß es doch ein wenig Ihr gelehrtes Herz versöhnen, ihn in einem Drama des gelehrten Gottsched und in einem Character aus dem gelehrten Alterthum zu sehen.

Aber was wird dieser Histrione aus dem weisen und edlen Cato für ein Zerrbild gemacht haben! seufzte der junge Lupinus mit mitleidigem Achselzucken.

Sie sind ein Pedant, an dem sich hoffentlich die Musen noch heute rächen werden, rief Joseph halb ärgerlich,

halb belustigt. Sie werden sehen, daß Sie noch heute Abend sich in einen wahren Enragé für Ekhof verwandeln werden, denn das ist gemeinhin die Strafe für große Abneigungen, daß sie sich in große Zuneigungen umgestalten müssen. Wären Sie ein Mädchen, so würde ich sagen: Sie werden Ekhof leidenschaftlich lieben, denn Sie haben schon beinahe damit angefangen, ihn zu hassen!

Joseph hatte das so harmlos und achtlos gesagt, daß er gar nicht bemerkte, welchen tiefen und seltsamen Eindruck diese Worte auf seinen Begleiter hervorgebracht hatten. Er war, wie von jähem Schreck ergriffen, zusammengeschaudert und hatte sein erröthetes Angesicht tief auf seine Brust gesenkt, ohne, wie es schien, die Kraft zu einer Erwiederung finden zu können.

Joseph, wie gesagt, merkte das nicht; er sah nur, daß der Vorhang da drüben so eben emporgezogen ward und daß das Stück begann.

Eine lautlose Stille herrschte in dem Saal, Aller Augen waren auf die Bühne errichtet, wo jetzt eben mit gravitätischem Schritt, die römische Toga in malerischem Faltenumwurf um seine Schultern geschlungen, Ekhof als Cato erschienen war. In der That, man konnte kein vollendetes Bild eines alten Römers gesehen, als Ekhof es darstellte. Alles an ihm war antik, die edle und zu-

gleich stolze Haltung, der würdige, gemessene Schritt, die langsamen und doch ungezwungenen Bewegungen, ja selbst die Form seines Kopfes, der Ausdruck seines edlen, scharf geschnittenen Angesichts. Dazu dieser streng nach der Antike gewählte Anzug, diese rothen geschnürten Sandalen über dem kräftigen Bein, das von dem ledernen Gürtel zusammengehaltene weiße Untergewand, über welches die blaue Toga geschlungen war, der Schnitt seines Haares, Alles vergegenwärtigte den edlen Römer des Alterthums, den Sohn der Freiheit, voll von Adel und Größe.

Ekhof war der Erste gewesen, welcher den Muth gehabt, die Gestalten der Dichtung in den Costümen ihrer Zeit darzustellen, der Erste, welcher es gewagt, diese Gestalten von dem Cothurn der Unnatur herabzuziehen und sie auf ihre eigenen Füße zu stellen, um wie Menschen sich zu geberden, wie Menschen zu sprechen, einfach und in dem jeder Situation angemessenen Affect. Ekhof that das für die deutsche Bühne, was um einige Jahrzehnte später Talma für die französische Bühne that, und wenn man nichts destoweniger Talma nicht einen Nachahmer Ekhof's nennen konnte, so kam das daher, daß Ekhof nur ein Deutscher war und daß das deutsche Drama niemals, und am allerwenigsten in jener Zeit, die Theil-

nahme und Beachtung der andern Nationen sich erwerben konnte.

Ekhof spielte den Cato, in athemlosem Schweigen lauschte ihm die in Entzücken und Bewunderung versenkte Menge, und nur zuweilen machte sich dies Entzücken in irgend einem lauten Ausruf Luft, brach sich die Bewunderung in einem kurzen, donnernden Applaus Bahn. Dann aber wieder ward Alles still, Jedermann lauschte wieder mit offenem Auge und offenem Ohr dem wundervollen, ebenso edlen, als naturgetreuen Spiel des großen Künstlers, der selber durchglüht von Begeisterung, ganz aufgehend in seiner Rolle, kaum in sich selbst noch die Imagination von der Wirklichkeit zu unterscheiden wußte, der in sich selber aufgehört hatte, Ekhof zu sein, weil er sich ganz als Cato fühlte und dachte.

Finden Sie nicht, daß Eckhof heute zum Entzücken spielt? fragte Joseph ganz glückselig seinen Begleiter, als er eben nach einem Actschluß durch stürmisches Rufen und Applaudiren es dahin gebracht, daß Ekhof sich dem Publikum gezeigt, und noch einmal eine donnernde Salve des Beifalls empfangen hatte.

Der junge Lupinus antwortete ihm nicht, er blickte nur unverwandt nach der Bühne hin, er hatte nur Seele, Athem und Gehör für das, was dort sich begab. Die

ganze Welt, die ganze Gegenwart war für ihn verklungen und wie in einen Traumnebel zurückgesunken. Eine neue Welt umrauschte ihn mit heiligen Fittigen, das Alterthum, dieses angebetete Alterthum, dem er lange Jahre des Studiums, des Nachdenkens und der Mühe geweiht, dem er den Schlaf seiner Nächte, die der Jugend zustehenden Genüsse seiner Tage geopfert hatte, es war jetzt für ihn in das Leben, in die Wirklichkeit getreten. Der, welcher dort auf der Bühne stand, war nicht Ekhof, es war Cato; das war nicht ein von Brettern aufgeschlagener Thespiskasten, es war das römische Forum, es war die Vorhalle des Tempels oder das von den Laren geheiligte Wohnhaus. Mit seligem Blick und staunendem Entzücken betrachtete dieser aus der Studirstube plötzlich in das Leben getretene Jüngling alles dies Neue, Unerhörte, was um ihn her vorging, und wunderbare Gedanken und nie geahnte Entzückungen schwellten seine Brust.

Es gab also außer dieser Welt der Bücher und der Gelehrsamkeit noch eine andere Welt, eine Welt der Kunst, der Heiterkeit, der Freude und des Lebensgenusses. Wie glättete sich diese unter dem Studium und den Nachtwachen früh gealterte Stirn, welch ein glücklicher, begeisterungsvoller Ausdruck war plötzlich durch den Staub der Büchergelehrsamkeit auf dem Antlitz dieses jungen Greises

hindurchgedrungen, und was war es, was plötzlich dieses Herz, welches bis jetzt in träger, sein Selbst nicht ahnender Ruhe erstarrt gelegen, in mächtigen Schlägen sich heben machte, und das Blut rascher durch seine Adern jagte?

Es war wie ein Nebel von seinem Antlitz gefallen, Alles um ihn war jetzt Leben, Licht, Wonne und Entzücken, und mit zitternder Lippe und mit heimlichen Thränen sagte er zu sich selbst: ich will leben! Ich will jung sein! Jener Weise dort soll mir helfen und beistehen! An ihn will ich mich wenden, er soll mir rathen und ich werde seinem Rath folgen, wie einem heiligen Gesetz.

Sagten Sie nicht, daß Sie den weisen Cato kennen? fragte der Jüngling, aus seinen Träumen erwachend, plötzlich seinen heitern Nachbar.

Cato? fragte dieser zurück. Meinen Sie damit dieses Drama von Gottsched, oder den langweiligen Cato des Alterthums, oder den Ekhof der heute den Cato spielt?

Ah, Ekhof also heißt er! murmelte der junge Mann still in sich hinein. Er heißt Ekhof!

Dann versank er wieder in sein voriges Schweigen, nur athmend, nur lebend für das, was sich da auf der Bühne begab.

Das Schauspiel war zu Ende, der Vorhang senkte sich zum letzten Mal. Jetzt machte die so lange zurück-

gehaltene Begeisterung, das so lange zum Schweigen ver=urtheilte Entzücken sich in einem rauschenden und donnern=den Sturm des Entzückens Luft. Alles jauchzte, Alles schrie, Alles klatschte in die Hände, Jedermann war voll lachender Befriedigung, voll freudestrahlenden Vergnügens.

Der junge gelehrte Lupinus allein schwieg und seine Augen allein standen voll Thränen.

Doch war er vielleicht der Glücklichste von Allen, und seine Thräne war dem Künstler ein höherer Tribut, wie das Beifallsgeschrei der Menge.

Jene hatten nur einen Kunstgenuß, eine Zerstreuung oder ein Vergnügen gehabt. Er war in seinem eigenen Herzen auferstanden von den Todten, er hatte sich aus einem Greis in einen Jüngling verwandelt, Er, welcher in den langen durchwachten Nächten des Studiums und Forschens nur von dem Ruhm der Gelehrsamkeit, von der Herrlichkeit des Wissens geträumt, er hatte jetzt plötz=lich in Sich ein neues, nie geahntes Etwas, er hatte ein Herz in sich entdeckt.

Jetzt ist es entschieden und ganz bestimmt, sagte Jo=seph, als sie, von der Masse gedrängt und geschoben, nach Beendigung der Vorstellung wieder auf die Straße hin=austraten. Ja, jetzt hat aller Zweifel in mir aufgehört. Ich entsage der Gelehrsamkeit und dem trocknen Studium.

Ich überlasse Ihnen den Bücherstaub und den gelehrten Zopf. Ich werde ein Schauspieler!

Ah, ein Schauspieler! rief der junge Lupinus, wie aus einem Traum erwachend, und sein Arm, welcher in dem seines Begleiters ruhte, erzitterte so heftig, daß Joseph mit ihm erzitterte.

Wie? Sie erschrecken über meine Worte? sagte Joseph lächelnd, und wie sehr Sie mich verachten mögen um meines Entschlusses willen! Aber was kümmert das Alles mich! Ich will ein Künstler werden, und das Naserümpfen der Gelehrten und das hochmüthige Achselzucken der klugen Leute kümmert mich nicht mehr. Ich will ein Schauspieler, ein Schüler Ekhof's werden! Lachen Sie also jetzt, verachten Sie mich also jetzt, mein sehr gelehrter Herr Lupinus, ich gebe Ihnen die Erlaubniß dazu.

Ich lache gar nicht! sagte Lupinus leise und schüchtern. Jeder muß die Wege wandeln, an deren Endpunct er sein Ideal zu finden vermeint, und wohin die Seele uns drängt, dahin müssen wir gehen!

Richtig, und also werde ich zu Ekhof gehen! rief Joseph, indem er den Federhut hoch in die Luft schwenkte.

Sie werden zu ihm gehen? Sie wissen also, wo er wohnt? fragte Lupinus.

Gewiß weiß ich das, sehen Sie nur, wie sich das

trifft. Da stehen wir eben vor seiner Thür. Da oben in dem dritten Stock diese zwei erleuchteten Fenster, das sind die Fenster von Ekhof's Wohnung!

Wie heißt diese Straße? fragte Lupinus hastig.

Wie? Was kümmert Sie das? Oder ist meine Prophezeihung vielleicht wahr geworden und Sie haben Sich in meinen großen Meister Ekhof verliebt? Nein, lassen Sie meinen Arm nicht los, gehen Sie nicht erzürnt von mir fort. Es ist ein weiter Weg von der Poststraße bis zu Ihrer Wohnung. Sie werden Sich verirren. Gehen wir also zusammen, ich werde keine so unziemlichen Scherze mehr mit meinem gelehrten Herrn riskiren! Kommen Sie!

Er wohnt in der Poststraße und heißt Ekhof! sagte Lupinus zu sich selber, als er schweigend an Joseph's Arm durch die dunklen Straßen nach seiner Wohnung ging. Er wohnt in der Poststraße und heißt Ekhof! Ich werde ihn also zu finden wissen, und er soll über mein Schicksal entscheiden!

XI.

Eine Lebensfrage.

Es war am Morgen nach dem Benefiz Ekhofs, und die sonst so stille Wohnung des Schauspielers hallte heute wieder von lustigem Gläserklang und fröhlichen Gesängen.

Ekhof gab seinen Kunstgenossen ein Frühstück, er wollte nach den Strapazen des vorigen Abends ein wenig mit ihnen ausruhen und das Leben genießen, er wollte den verhungerten Söhnen der Musen und Grazien eine Stunde des Genusses und der Lebensfreude schaffen, und da seine Börse heute gefüllt war, wollte er den Magen seiner Freunde auch füllen.

Trinkt und seid lustig und guter Dinge, sagte er zu seinen fröhlichen Genossen, lasset uns auf einige Stunden vergessen, daß wir arme, verachtete, deutsche Histrionen sind, und wollen wir uns einbilden, wir gehörten zu diesen hochgeehrten französischen Bühnenkünstlern, denen man in

Deutschland so willfährig Gold, Ehre, Ansehen und Liebe spendet! Hebt Eure Gläser und trinkt mit mir auf das Wohl der deutschen Kunst!

Dann also auf das Wohl Ekhof's! rief einer der fröhlichen Genossen, indem er das Glas erhob. Ja, auf das Wohl Ekhof's, des Vaters der deutschen Schauspielkunst. Denn das sind Sie, Freund, und unser Wohlthäter dazu, denn Ihnen verdanken wir es, daß wir seit einigen Monaten keinen Hunger und keinen Durst mehr empfinden, daß man anfängt das deutsche Theater auch der Beachtung werth zu halten, und uns zuweilen sogar nicht mehr wie Bettler, sondern wie Künstler zu behandeln. Drum laßt uns Alle anstoßen auf das Wohl unsers Erretters, des großen Ekhof!

Sie hoben ihre Gläser und ließen sie aneinander klingen und jubelten laut. Ekhof allein wurde trübe und still, und sein großes schwärmerisches Auge schaute zuweilen sinnend und träumend in die Weite. Seine Freunde gewahrten es, und fragten ihn um den Grund seiner Melancholie.

Ich bin gar nicht melancholisch, sagte Ekhof, obwohl ein deutscher Schauspieler allerdings ziemlich viel Grund dazu haben könnte. Aber ich habe meine Gedanken und Pläne, und um Euch Allen diese heute mitzutheilen,

deshalb lud ich Euch hierher. Ihr sagt, daß ich Euer Wohlthäter sei, und gerade das erfüllt mein Herz mit Wehmuth und Sorge, denn wie elend und jammervoll muß es bestellt sein um die deutsche Kunst, wenn ein Anfänger, wie ich es bin, ihr schon förderlich und nützlich sein kann. Ihr Alle, meine Freunde, seid Künstler, und wenn ich Euch das sage, so thue ich es aus Ueberzeugung und nicht aus elender Schmeichelei. Künstler seid Ihr und zwar bedeutendere und größere als ich, nur hattet Ihr es verschmäht, Eure Künstlerschaft in das rechte Licht zu stellen, nur hattet Ihr nicht den trotzigen Muth, die Sitte und das Herkommen zu durchbrechen, und von dem Cothurn herabzusteigen auf welchen man Euch gestellt hatte, und auf welchem Ihr stehen bliebt, weil Eure Vorgänger auch darauf gestanden hatten. Daß ich dies gethan, daß ich es gewagt, die gewohnten Bahnen zu verlassen, das ist das einzige Verdienst, welches ich gehabt. Sie sagten, der Hanswurst solle von der deutschen Bühne verschwinden, und sie merkten nicht, daß er noch immer da war, und daß sie ihm nur andere Gewänder angezogen hatten. Der wie ein Pfau daherstolzierende Liebhaber, der seine Arme steif und starr wie Mühlenflügel abwechselnd zur Linken und zur Rechten warf, und seine pathetischen Phrasen entweder mit unna-

türlicher Dumpfheit aus der Kehle hervorstieß, oder sie in widerlicher Affectation durch die Nase trompetete, war er nicht ebenso gut und mehr noch ein Hanswurst, als dieses harmlose, heitere und übermüthige Kind derber deutscher Laune, als der privilegirte deutsche Hanswurst? Das war mein Gedanke, als ich es wagte, statt der unnatürlichen Narren natürliche Menschen auf die Bretter zu bringen, und diesem Gaukelspiel der Kunst ein wenig Wahrheit und Wirklichkeit zu verleihen. Ihr, meine Freunde, habt mich in diesem Bestreben getreulich unterstützt und mir beigestanden in dem, was ich wollte und als fernes Ziel vor Augen sah. Wir sind auf dem Wege, das deutsche Drama von dem Mehlthau der Geringschätzung und Nichtachtung zu befreien, welcher es bis jetzt fast ertödtet hatte; wir sind auf dem Wege, sage ich, aber lange noch nicht am Ziel! Lasset uns also rüstig vorwärts schreiten, muthig und unverzagt, der Beschwerden nicht achtend, die Entbehrungen verlachend, und dem Hunger und Durst das erhebende Gefühl des edlen Wollens entgegensetzend. Ihr sagt, daß Ihr Euch in Berlin jetzt glücklich und zufrieden fühlt, ich aber sage Euch, daß Berlin nicht eine Stätte ist, in welcher Ihr verweilen dürft, ich sage Euch, daß es der deutschen Mannesehre nicht ziemt, dieses Leben des Geduldetseins,

des demüthigen Vegetirens weiterzuführen. Wie Cäsar meine ich, daß es besser ist, in einer kleinen Stadt der Erste zu sein, als der Zweite und der Dritte in einer großen Stadt. Deshalb, Ihr Freunde, laßt uns Berlin verlassen, dieses kalte, stolze, übermüthige Berlin, welches doch so wenig den rechten Stolz und das rechte Ehrgefühl hat, das Fremde und Ausländische zu verachten und das Einheimische und Deutsche hochzuachten. Laßt uns dieser Stadt der Ausländerei und des geistreichen Franzosenthums den Rücken wenden und als Missionaire des deutschen Drama's umherziehen durch das deutsche Vaterland. Wollt Ihr das thun? Wollt Ihr mit mir ziehen auf dieser Pilgerschaft nach Ehre und Glück?

Eine lange Pause folgte auf Ekhof's Frage. Alle Gesichter waren ernst und trübe geworden, Jeder schaute verlegen und nachdenkend zur Erde nieder.

Nun, Ihr antwortet mir nicht? fragte Ekhof traurig. Ich habe es also nicht vermocht, Euch zu überzeugen, Ihr wollt nicht mit mir gehen?

Wir sollen Berlin verlassen, sagte der erste Held und Liebhaber, gerade jetzt, wo man anfängt, uns Theilnahme zu beweisen und sich für uns zu enthusiasmiren!

Lieber Freund, der Enthusiasmus der Berliner ist ein elendes Strohfeuer, welches ebenso rasch auflodert

als verglimmt. Heute enthusiasmiren sie sich für uns und morgen vielleicht schon vergessen sie uns, weil irgend ein abgerichteter gelehrter Sperling oder Hund, irgend eine französische Tänzerin oder ein italienischer Sänger ihre Bewunderung erregt hat. Es ist keine Treue und keine Ausdauer in dem Enthusiasmus der Berliner, deshalb laßt uns gehen, bevor er verraucht ist.

Aber wir sollten lieber die gute Zeit benutzen, so lange sie noch dauert, sagte ein Anderer. Wir haben jetzt für den Augenblick keine Sorgen und sind für uns und unsere Familien von der elenden Angst um das tägliche Brod befreit.

Wenn Ihr keine Sorge und keine Noth mehr auf Euch nehmen wollt, so werdet Ihr niemals wahre Künstler werden, sagte Ekhof traurig, denn die Sorge und die Noth das werden noch lange die einzigen treuen Gefährtinnen des deutschen Künstlers sein, und wer nicht den Muth hat, ihr Gefährte und Geliebter zu sein, der thäte besser ein ehrsamer Schneider oder Schuster zu werden und sich ganz der einträglichen Arbeit und dem ehrsamen Spießbürgerthum hinzugeben. Wenn Euch das Wohl der Familie höher steht als die Kunst, warum habt Ihr Euch dann nicht lieber genügen lassen, tugendhafte stille Familienväter zu sein und Euch an den Rollwagen Eurer

Kinder, statt an den Thespiskarren des deutschen Drama's anzuschirren. Die Kunst verträgt sich einmal nicht mit der Familie, und wenn Ihr Euch mit der erstern vermählen wollt, müßt Ihr Euch zuvor von der zweiten scheiden lassen!

Und das wollen wir thun, ja wahrhaftig, das wollen wir, rief Joseph Fredersdorf, welcher so eben unbemerkt von den Andern in's Zimmer getreten war und mit fröhlichem Kopfnicken und Lachen ringsum seine Grüße spendete. Ich meinestheils bin Euch Allen schon mit einem guten Beispiel vorangegangen und habe gethan, was der große Ekhof begehrt. Ich habe mich von meiner Familie geschieden, um wo möglich der berechtigte Gemahl der Kunst zu werden, deren girrender und seufzender Liebhaber ich schon lange gewesen. Ich habe meinen sogenannten Lebensaussichten und dem ganzen philisterhaften Beamtenthum Valet gesagt, meinem ehrsamen, gelehrten und hofmännischen Bruder dazu, und bin ganz bereit der Euere zu werden, wenn Anders der edle Ekhof mich nicht verschmäht, sondern mich zu seinem Schüler annehmen will!

Ekhof reichte ihm mit einem sanften Lächeln die Hand dar. Ich nehme Sie an, sagte er, und zwar mit Freuden, denn in Ihnen glüht das rechte Feuer der Kunst.

Ich habe Sie lange genug beobachtet und geprüft, um gewiß zu sein, daß Sie in Wahrheit den rechten Muth haben, welcher dazu gehört ein deutscher Künstler sein zu wollen, in dieser schlimmen Zeit, wo man nur das Fremdländische zu ehren und anzuerkennen weiß. Wenn Sie das Kreuz auf sich nehmen und die Dornenpfade des Künstlerthums mit uns wandeln wollen, so sage ich von ganzem Herzen: Sie sind willkommen!

Und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für dieses Wort, welches mir die Berechtigung giebt, mitsprechen zu dürfen in dieser würdigen und ehrsamen Versammlung! rief Joseph mit komischem Pathos. Auf also, meine Freunde, auf, lasset uns von hinnen ziehen und das Missionsthum der Kunst beginnen. Der Künstler ist in Deutschland nicht besser daran wie der Jude zu den Zeiten der Römerherrschaft. So lasset uns thun, wie es die Juden damals gethan, denn auch wir haben unsern Moses gefunden, der uns führen will in das gelobte Land der Verheißungen, wo wir Ehre, Freiheit, Reichthum und Glück finden sollen. Moses, Moses, führe uns, wir ziehen mit Dir gen Kanaan! Wir sind hier die Besiegten und die Unterdrückten, laßt uns also ausziehen und wandern, wo wir uns eigene Tempel erbauen und eigenen Ruhm erkämpfen können. Sagt, wollt Ihr das nicht,

meine Freunde? Wollt Ihr weniger ehrgeizig, weniger tapfer sein als die Juden? Wollt Ihr die Freiheit und den Ruhm nicht suchen, weil sie jenseits der Wüste liegen, die Ihr erst durchwandern müßt? Aber erinnert Euch doch, daß Denen, welche treu und inbrünstig an ihren Gott glauben, auch die Hülfe dieses Gottes niemals mangelt. Den verschmachtenden Juden in der Wüste sandte Gott das Manna, und Ihr, wollt Ihr so klein sein, zu glauben, daß der Gott der Kunst, daß Apoll Euch verschmachten läßt, wenn Ihr ausziehet, ihm Tempel und Altäre zu bauen? Verlaßt also getrosten Muthes die Fleischtöpfe Aegyptens, mit Euch zieht Euer Gott, und er wird uns segnen und behüten!

Ja, wir wollen's thun! Wir wollen Ekhof folgen! Wir wollen als ächte Jünger der Kunst unserm Meister gehorchen und ihm anhangen, riefen die begeisterten Freunde. Führe uns, Ekhof, führe uns, denn Du hast Recht, Berlin ist nicht der Ort wo die deutsche Schauspielkunst gedeihen kann, man hält uns hier gering, obwohl man uns augenblicklich zu ehren scheint!

Gerade weil man uns zu ehren scheint, laßt uns klug sein und gehen, damit uns ihr Bedauern folge, damit man wünsche uns wiederzusehen! Laßt uns fliehen vor

den Ausländern, und eine Stadt suchen, wo man die einheimische Kunst vielleicht zu ehren weiß!

Diese Stadt ist schon gefunden, sagte Ekhof lächelnd. Laßt uns nach Halle ziehen, nach der Stadt der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, tiefer Bildung und edelsten Verständnisses. Die Männer, welche den Wissenschaften ihr ganzes Leben geweiht, werden am besten geeignet sein das Streben des Künstlers zu schätzen und anzuerkennen, und in vereintem Streben mit ihnen werden wir Halle zu einem deutschen Athen erheben, in welchem die Wissenschaften und die Künste Hand in Hand gehen in edelster Geschwisterliebe!

Wohlan denn, nach Halle! rief Joseph den Hut schwenkend, aber seine Stimme war weniger fröhlich und sein Auge blitzte minder feurig, als zuvor.

Und wird der Direktor Schönemann einwilligen uns gehen zu lassen? fragte Einer der Bedächtigeren, Schwerfälligeren aus der Versammlung.

Schönemann ist entschlossen mit uns zu gehen, sagte Ekhof, vorausgesetzt, daß wir keine Ansprüche auf Gage machen, sondern mit ihm auf Gewinn und Verlust diese Unternehmung theilen.

So daß wir also verhungern können, sagte Einer, wenn das Unternehmen mißlingt und wir in Halle keine Geschäfte machen?

Ekhof schleuderte auf ihn einen Blick der Verachtung und des Zorns, aber er erwiderte nichts, sondern durchmaß schweigend das Zimmer, um nach dem Schreibtisch zu gehen der dort drüben in der Nische des Fensters stand. Er öffnete ihn und nahm eine gefüllte Börse hervor, mit der er wieder an den Tisch trat, um welchen die Kunstgenossen saßen.

Ich habe nicht gesagt, daß wir in Halle Geschäfte machen wollen, sagte er traurig, nicht Geschäfte und Schacher, wie es die Juden und die Kaufleute thun, sondern ich habe gemeint, daß wir dahin gehen wollen, als rechte und ächte Missionnaire der Kunst, welche weder Hunger noch Durst, noch Entbehrung und Noth und Todesgefahr scheuen im Dienst ihrer Kunst und ihres Glaubens. Aber ich will nicht, daß Ihr durch mich hungern und Noth leiden sollt, so lange ich es vermeiden kann. Da, nehmt, was Mein ist. Dieser Beutel enthält die Gage der letzten zwei Monate und das, was mir von der Einnahme des gestrigen Benefices noch übrig geblieben. Es ist Alles, was ich habe. Nehmt und theilt es untereinander, ich denke es wird ausreichen, Jedem von Euch wenigstens für einen Monat Sicherheit zu gewähren!

Wollt Ihr das annehmen, Ihr Freunde? fragte Joseph mit glühenden Augen.

Nein, wir wollen es nicht annehmen! riefen Alle wie aus Einem Munde. Was wir thun, wollen wir freudig und frei thun und Niemand soll uns die Hände binden mit seiner Großmuth und Hochherzigkeit, selbst Ekhof nicht!

Ekhof's Antlitz strahlte vor Freude. Wahrlich, Ihr seid ächte Jünger der Kunst und wohl berechtigt, ihr zu dienen, sagte er. Nun hört einen andern Vorschlag, den ich Euch machen will. Ihr habt mein Anerbieten für Euere Person ausgeschlagen, aber Ihr dürft das nicht thun für Euere Weiber und Kinder. Zählt also Euere Kinder und Euere Weiber zusammen und theilt unter sie zu gleichen Theilen das Geld, denn Ihr könnt nicht wollen, daß ich den Mammon behalte, während Ihr nichts habt. Mit diesem Gelde sollt Ihr Euch einstweilen loskaufen von der Familie, weil die Kunst Euerer bedarf und Euch zu sich ruft.

Erst nach langem Widerstreben und stürmischen Zureden Ekhof's nahmen die Freunde seinen Vorschlag an und theilten das Geld für ihre Frauen und Kinder.

Ekhof schaute ihnen mit vergnügtem Gesicht und heiterem Lächeln zu. Nun bin ich wieder, wie ich vor zwei Jah-

ren war, sagte er, vor zwei Jahren, als ich mich zuerst ganz und gar der Kunst weihte. Damals war ich ein ehrsamer Schreiber, der von einem Tag zum andern so hin vegetirte und Gott dankte, wenn er nach achtstündiger Schreibarbeit ein wenig Luft und ein wenig Abendsonne genießen und den Feldern und Wäldern die erhabensten Stellen seiner Lieblingsdichter vordeclamiren durfte. Und vielleicht wäre ich wohl so ein armer Schreiber und Schwärmer geblieben, wenn mein Genius mir nicht beigestanden und mir einen tüchtigen Stoß mit dem Ellenbogen gegeben hätte, damit ich aus meiner Träumerei zum thatkräftigen Leben erwachte. Als der übermüthige Justizrath, dessen Schreiber ich war, von mir verlangte, daß ich als Bedienter hinten auf seinem Wagen stände, da erwachte das Gefühl meiner Ehre und meiner Würde in mir und ich lief davon, fest entschlossen lieber zu verhungern, als solche Demüthigung und Schmach länger zu ertragen. Aber mein Genius war mit mir, er flößte mir den Muth ein, die große und ewige Sehnsucht meines Lebens zu verwirklichen, ein Schauspieler zu werden und der Kunst zu dienen, nachdem ich so lange nur der Nothdurft des Lebens gedient hatte. Seht, so ist es gekommen, daß ich ein Schauspieler geworden; weil man mich als Bedienten hinten auf den Wagen stellen wollte,

bin ich ein Künstler geworden. Und will man uns jetzt nicht minder so demüthigen und erniedrigen? Will man uns nicht zwingen als arme Bedienten fein still und leise hintenaufzustehen auf diesem Triumphwagen der Schauspielkunst, in welchem die Ausländer und die Fremden ihre Plätze eingenommen haben? Nein, nein, Ihr Freunde, wir wollen nicht in Berlin Bediente sein, wenn wir in Halle die Herren, die freien Männer sein können, nicht Abschreiber der Franzosen, wenn wir Muth und Talent genug besitzen selbstschaffende und denkende Künstler zu sein! Wer Großes will, hat auch die Kraft das Große zu erreichen, also laßt uns unverzagt sein und muthig und uns rasch und schnell vorbereiten zu unserm großen Unternehmen!

Er reichte den Freunden, welche jetzt mit der Theilung der Gelder fertig waren, seine Hände dar und verabschiedete sie, nachdem er die nöthigen Verabredungen wegen ihrer nahebevorstehenden Abreise getroffen.

Sie sind also fest entschlossen, nach Halle und nicht in irgend eine andere Stadt zu gehen? fragte Joseph Fredersdorf, als er, nachdem die andern sie schon verlassen, Ekhof zum Abschied die Hand reichte.

Ja, wir gehen nach Halle, sagte Ekhof. Halle ist ein Musensitz, also gehören wir dort hin.

Joseph schüttelte traurig lächelnd das Haupt. Ich

kenne Halle, sagte er. Sie nennen es einen Musensitz, ich meine aber, daß es mehr der Sitz des gelehrten Pedantismus ist. Sie werden das bald inne werden und erkennen müssen, daß es nichts Engherzigeres, Beschränkteres und Aufgeblaseneres giebt als einen Hallenser Professor, der nichts anders anerkennt als nur eben sich selber, oder irgend einen alten bestaubten und verschimmelten Griechen oder Römer, der eigentlich für ihn dadurch nur erst groß und bedeutsam wird, daß der Herr Professor ihm die Ehre erzeigt, ihn zu erläutern und zu erklären. Aber immerhin, Sie haben einmal beschlossen, nach Halle zu gehen und ich folge Ihnen als treuer Knappe in Noth und Tod, und was schlimmer ist, nach Halle sogar!

Und jetzt, da ich endlich allein bin, rief Ekhof, als Joseph ihn verlassen, jetzt an das Studium meiner neuen Rolle. Nun steht mir bei, Ihr Götter, nun begeistert mich mit Eurer Kraft und gebt mir die rechten Töne, die rechte Ausdrucksweise, die rechte Mimik zu dieser wundervollen Gestalt des Hippolyt, mit der ich mir zuerst das Herz der strengen Professoren in Halle gewinnen will.

Und im Zimmer auf- und niedergehend, begann Ekhof mit lauter Stimme die stolzen und beredten Verse Corneille's zu recitiren. So vertieft war er in sein Studium,

daß er das öfter wiederholte Klopfen an seiner Thür ganz überhörte, daß er gar nicht sah, wie endlich diese Thür leise geöffnet ward und der junge Lupinus mit schüchternem und erröthendem Antlitz auf der Schwelle erschien.

Staunend und verwundert hörte er den pathetischen Worten des Schauspielers zu, und als dieser jetzt die flammende und zugleich so unschuldsvolle Liebeserklärung Hippolyts sprach, überzog ein glühendes Roth des Jünglings Wangen und seine Augen füllten sich mit Thränen. Aber er bekämpfte diese Rührung bald und trat fest und entschlossen auf Ekhof zu, der eben seine Rede beendet hatte und vor dem Spiegel stand, um mit prüfendem Auge die Attitüde zu betrachten, mit welcher er seine glänzende Liebeserklärung schließen wollte.

Mein Herr, sagte er mit leiser schüchterner Stimme, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie störe. Aber man hatte mir gesagt, daß ich hier den Herrn Ekhof finden würde, und da es sehr wichtig und für meine ganze Zukunft entscheidend ist, daß ich diesen großen und weisen Mann spreche, so werden Sie schon Nachsicht üben müssen, wenn ich Sie da in Ihren köstlichen Studien unterbrochen habe. Ich bitte Sie, mir zu sagen, ob ich Herrn Ekhof wohl

zu Hause treffe, denn daß ich mich richtig in seiner Wohnung befinde las ich da draußen an der Thür.

Allerdings, hier wohnt Ekhof, sagte der Schauspieler, indem er den jungen Lupinus mit so durchdringenden und glänzenden Blicken ansah, daß dieser erröthete und mit mädchenhafter Verwirrung die Augen zu Boden schlug. Ja, hier wohnt Ekhof, aber nicht, wie Sie sagen, der große und der weise Mann, sondern einfach nur Ekhof, der Schauspieler.

Ich habe Sie nicht um Ihr Urtheil gefragt über den großen Künstler, welchen ich verehre, sagte Lupinus fast beleidigt, ich wollte von Ihnen nur erfahren, wo ich ihn finden könnte?

Wenn ich Ihnen das sagen soll, so müssen Sie mir zuvor sagen, was Sie von Ekhof wollen?

Was ich von ihm will? fragte der junge Mann sinnend und erröthend zugleich. Weiß ich das selber, mein Herr? Es liegt da ein Geheimniß in meiner Seele, welches ich selber nicht ergründen kann, und das Er, welcher Lebenserfahrung, Weisheit und Alter besitzt, mir erklären soll. Ich habe Vertrauen zu seinen Augen, zu seinem weißen Bart, und was ich Niemand sonst zu sagen wagen könnte, das werde ich ihm sagen.

Ekhof lachte. Was Ekhof's weißen Bart anbetrifft,

sagte er, so werden Sie den in der Garderobe suchen müssen, wie seine Weisheit in den Büchern der Dichter, deren Worte er gesprochen. Ekhof ist weder alt, noch weise, noch welterfahren, denn, um es Ihnen kurz zu sagen, ich selber bin Ekhof.

Sie, Sie sind Ekhof? fragte Lupinus erbleichend, indem er wie entsetzt einige Schritte zurückwich und mit weit aufgerissenen Augen auf Ekhof hinstarrte, dessen edles, jugendfrisches, von Lebenskraft und Geist strahlendes Angesicht ihm mit lächelndem Ausdruck zugewandt war.

Sie sind Ekhof? wiederholte er noch einmal, und es flog wie ein Schauder durch seine ganze Gestalt.

Ich bin es, und ich denke, Sie werden es mir verzeihen, daß ich ein wenig jünger, ein wenig brauner und auch weniger weise bin wie der weise Cato, als welchen Sie mich ohne Zweifel gestern gesehen haben. Hoffentlich wird das Ihrem Vertrauen zu mir keinen Abbruch thun und ich bitte Sie von ganzem Herzen, mir zu sagen, worin ich Ihnen nützen kann und welches Geheimniß ich Ihnen ergründen helfen soll.

Nein, nein, Sie können mir dieses Geheimniß nicht ergründen, Sie nicht, rief der Jüngling mit vor Aufregung bebender Stimme. Verzeihen Sie, wenn ich Sie

vergeblich störte, denn Ihnen habe ich nichts zu sagen, nichts zu gestehen.

Und ganz verwirrt und schamvoll entfloh der junge Mann aus dem Zimmer des Schauspielers, der ihm staunend und ganz überzeugt, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu thun gehabt, nachblickte.

Mit keuchender Brust, zitternden Herzens, kaum wissend was er that, was er dachte, rannte Lupinus durch die Straßen seiner Wohnung zu, und wie er endlich sein Zimmer erreicht, wie er hinter sich die Thür geschlossen hatte, welche ihn abtrennte von der Welt und den neugierigen Menschen, da sank er ganz zerbrochen auf seine Kniee nieder und rief mit herzzerreißendem Ton: Ich habe Ekhof gesehen! Oh, er ist jung, er ist schön. Unglückselig bin ich, daß ich ihn gesehen habe!

Dann versank er tiefer in sich selbst, und immer noch auf seinen Knieen liegend, die Hände gefalten, starrte er träumend und sinnend vor sich hin. Das dauerte eine lange Zeit, dann sprang er plötzlich empor, und mit von Energie und Gluth flammenden Augen rief er: ich will fort! Ich muß fort! Ich will zurück nach Halle zu meinen Büchern, meinen Studien, zu meiner stillen Kammer, welche friedlich ist und einsam, und wohin das Geräusch der Welt und die Stimme Ekhof's nicht dringen kann.

Dort werde ich dieses kurze Erwachen meiner Jugend vergessen, dort wird mein Herz wieder einschlafen und träumen und unter dem Staub der Bücher begraben liegen. So muß es sein, so soll es sein, denn es darf nicht anders sein. Unselig bin ich, daß ich hierher kommen mußte, denn ich fühle doch, daß ich hier am Scheidewege meiner Vergangenheit stehe, am Anfang eines neuen Daseins. Aber ich will fort! Vielleicht ist es noch Zeit, vielleicht kann ich dem Unheil noch entgehen und das Verderben noch beschwören, das mir droht. Oh, oh, bei meinen Büchern und Studien werde ich alles Andere vergessen, werde ich diese Stimme nicht mehr hören, welche hier ewig vor meinen Ohren klingt, und diese Augen nicht mehr sehen, diese fürchterlichen, ach, diese wundervollen Augen! Ich muß also fort, heute, auf der Stelle.

Und mit fieberischer Hast und zitternden Händen packte er seine Effecten zusammen und verschloß sie in dem kleinen Reisekoffer.

Einige Stunden später fuhr die Post nach Halle mit lustigem Geschmetter die Straße hinunter. Als sie an der Wohnung Ekhof's vorüber kam, lehnte ein bleicher junger Mann sich aus dem Schlag hervor, und blickte

mit rothen verweinten Augen zu den Fenstern des Schauspielers empor.

Lebewohl, Ekhof, murmelte er. Ich fliehe vor Dir, aber Gott segne Dich! Fort, fort nach Halle, wo meine Augen sicher sind, Ekhof nicht zu sehen, wo mein Herz seine Stimme nicht mehr hören wird!

Der Postwagen rollte weiter gen Halle zu; der junge Lupinus lehnte sich traurig und seufzend in die Ecke des Wagens zurück, überzeugt, sein Verhängniß beschworen und der Gefahr sich entzogen zu haben. Aber das Verhängniß war über ihm, wie die mit Blitzen angefüllte Wetterwolke, und die Gefahr, welcher er entfliehen wollte, folgte ihm nach.

XII.

Aberglauben und Pietismus.

Es war also endlich erreicht. Die große That war gethan, der schwarze Ziegenbock war aufgefunden und nach Berlin gebracht worden.

Mit welcher Ungeduld, mit welcher herzklopfenden Sorge erwartete Fredersdorf den heutigen Abend, welcher ihm endlich die Enthüllung des großen Weltgeheimnisses bringen, ihn endlich die Kunst lehren sollte, Gold zu machen. Zu seinem Glücke war der König nicht in Berlin anwesend, sondern nach Charlottenburg gegangen, Fredersdorf war also für diesen Abend frei und der Herr seines Willens.

Und so wird es von morgen ab immer sein, sagte er freudig zu sich selber. Von morgen an gehört mir die Welt, und ich beneide den König nicht um seinen Thron, den Gelehrten nicht um sein Wissen, und die Jugend und die Schönheit nicht um ihre Wunderblüthe, denn

ich werde mächtiger, geliebter und geehrter sein, als sie Alle, ich werde eine unerschöpfliche Quelle des Goldes haben, des Goldes, welches doch zuletzt der Herr und König aller Welt ist, und dem die Könige und die Gelehrten, die Jugend und die Schönheit sich beugen. Oh, welch' ein Leben der Wonne und des Entzückens soll dies sein. Ich werde frei sein, ich werde die Frau heirathen, welche ich liebe, ich werde Niemand mehr angehören als mir selber! Oh, schon neigt sich die Sonne dem Abend zu, bald wird der Mond am Himmel stehen und dann —

Ein leises Rauschen an der Tapetenthür machte ihn verstummen, und mit einer Art Entsetzen wandte Fredersdorf seine Blicke dieser Thür zu, welche gerade in die Gemächer des Königs führte und durch welche nur Er eintreten konnte!

Und er war es, es war Friedrich, welcher diese Thür öffnete und mit heiter lächelndem Gesicht das Zimmer seines Geheimkämmerers betrat.

Ich komme Dir unerwartet, sagte der König, dessen heller forschender Blick sehr wohl die Wolke bemerkt hatte, welche bei seinem Eintreten sich über Fredersdorf's Stirn gelagert hatte. Aber was willst Du, die Könige und das Schicksal haben immer das Recht, als der deus ex

machina zu erscheinen und die Berechnungen der kleinen Sterblichen zu stören.

Ich habe gar keine Berechnungen gemacht, Majestät, sagte Fredersdorf verwirrt, und die Anwesenheit meines Königs kann auch für mich niemals störend sein.

Desto besser! rief der König lächelnd, denn ich habe meine Berechnungen gemacht und Du spielst darin eine wichtige Rolle. Wir werden heute Abend zu thun haben, Fredersdorf, und wenn Du vielleicht darauf gehofft hattest, diesen Abend frei zu sein, so thut es mir leid, diese Hoffnung stören zu müssen, denn für diesen Abend bist Du der Gefangene Deines Königs.

Der König sagte das mit einem so eigenthümlichen, ernsten und zugleich liebevollen Ausdruck, daß Fredersdorf sich unwillkührlich davon ergriffen und besänftigt fühlte, und seine Lippen auf die Hand preßte, welche der König ihm darreichte.

Wir werden zu arbeiten haben, fuhr Friedrich fort. Denn ich sage Dir, die Zeit der Muße ist vorüber und auch die Zeit der Musen. Bald werde ich meine Flöte wieder in ihren Kasten legen und mein Schwert wieder aus seiner Scheide ziehen, denn, wie es scheint, findet meine Muhme Maria Theresia, daß es einem König von Preußen nicht ziemt, sein Leben anders als im Feldlager

hinzubringen und eine andere Musik zu vernehmen, als den Donner der Kanonen und die Trompete, welche zur Schlacht ruft. Nun, wenn Oesterreich denn durchaus den Krieg mit uns will, so soll es ihn haben, denn nimmer wird Preußen sich den übermüthigen Forderungen Oesterreich's fügen, und nimmer wird das Haus Hohenzollern sich wieder dem Hause Habsburg unterordnen und dienstbar machen. Meine Muhme die Kaiserin will es immer noch nicht vergessen, daß die Churfürsten von Brandenburg den Kaisern das Waschbecken bei der Tafel reichen mußten, sie möchte uns daher immer noch als den Cavaliere servente ihres Hauses betrachten und uns mit England's, Rußlands und Sachsens Hülfe in das alte Joch zurückzwingen. Aber es soll ihr nicht gelingen, und wenn sie mit England, Rußland und Sachsen ein Bündniß geschlossen, so habe ich dasselbe gethan mit Frankreich und mit Baiern, zum Schutz des Kaisers Karl des Siebenten. Das bedeutet also Krieg, und das Leben des Genusses und der Träumereien ist nun vorüber. —

Ich habe Dir da ein wenig Politik erzählt, fuhr der König nach einer Pause lächelnd fort. Ich that's, um Dir zu beweisen, daß ich Deiner bedarf, und daß wir viel zu arbeiten haben. Wir müssen die Rechnungen meiner Privatchatoulle ordnen, wir haben Briefe zu

schreiben, und endlich uns mit den Geschenken zu beschäftigen, welche wir der Prinzessin Ulrike zu ihrer Vermählung darzubringen haben. Du siehst also, wir haben viel zu thun.

Ich werde zu jeder Zeit bereit sein, die Befehle meines Königs zu empfangen, sagte Fredersdorf, ich werde die ganze Nacht arbeiten, nur bitte ich Euere Majestät, mir dafür einige Abendstunden zu gewähren zur Besorgung eines wichtigen Geschäfts, das keinen Aufschub duldet.

Ah, ohne Zweifel willst Du mir die Epistel des Horaz vollenden, von der ich neulich sprach, und auf deren Uebersetzung ich noch immer harre. Du weißt doch, diese Epistel, welche von dem unnützen Opfer der Lämmer oder Ziegenböcke handelt? Nun, spare Dir diese Uebersetzung bis auf bessere Tage, heute haben wir keine Zeit dazu und ich kann Dich heute nicht von Deinem Dienst bei mir entbinden.

Und dennoch wage ich es meine Bitte zu wiederholen, rief Fredersdorf in leidenschaftlicher Erregtheit. Sire, es ist ein unaufschiebbares Geschäft, und ich flehe Euere Majestät an, mich für einige Stunden zu entlassen!

Nun, wenn Du auf die Wünsche Deines Freundes nicht hören willst, so wirst Du jetzt nur noch die Be-

fehle Deines Königs zu erfüllen haben, sagte Friedrich, dessen Antlitz jetzt einen stolzen gebieterischen Ernst zeigte. Dein König befiehlt Dir, für diesen Abend dieses Zimmer nicht zu verlassen!

Haben Sie Gnade, Sire, ich beschwöre Sie. Ich bitte nur um zwei Stunden meiner Freiheit, denn ich sagte Ihnen schon, daß es sich für mich um ein wichtiges Geschäft handelt, von dem mein Lebensglück abhängig ist.

Der König zuckte verächtlich die Achseln. Dein Lebensglück? sagte er. Wann weiß denn der kleine kurzsichtige Mensch zu unterscheiden, welches sein Lebensglück sei? Du suchst es heute vielleicht im Reichthum, morgen in Deiner Geliebten, und verwünschest übermorgen sowohl das Eine wie das Andere! Ich kann Dir Deinen Wunsch nicht erfüllen. Ich habe wichtige Arbeit für Dich und ich kann Dir keine Minute Urlaub geben.

Sire, ich muß —

Keine Einwendungen mehr, unterbrach ihn der König streng. Du bleibst hier, ich befehle Dir, dieses Zimmer nicht zu verlassen.

Ich werde diesen Befehl nicht erfüllen können, rief Fredersdorf ganz außer sich, wie in Verzweiflung und schmerzlicher Wuth. Mögen Euere Majestät die Gnade

haben, mich aus meinem Dienst zu entlassen, mich frei zu geben, mögen Sie mich für immer aus Ihrer Nähe verstoßen, möge ich Ihrer Ungnade anheim fallen, aber ich muß heute Abend eine Stunde der Freiheit haben!

Des Königs Augen schossen Blitze und sein Antlitz hatte jetzt einen so drohenden und stolzen Ausdruck angenommen, daß Fredersdorf selber, trotz der Verblendung seiner Aufregung, davor erbebte.

Der König sagte kein Wort. Er ging nur hastig nach dieser andern Thür, welche auf den Corridor hinausführte, und öffnete sie. Zwei Soldaten mit geschultertem Gewehr standen vor derselben.

Ihr sorgt dafür, daß Niemand dieses Zimmer verläßt, sagte der König zu den Soldaten. Ihr gebt Feuer auf Jeden, welcher diese Thür öffnet.

Dann schloß er die Thür wieder und sein flammender Blick richtete sich wieder auf Fredersdorf's bleiches Angesicht.

Ich sagte es Dir schon zuvor, sagte er, Du bist heute der Gefangene Deines Königs. Du wolltest den Scherz nicht verstehen, jetzt wirst Du den Ernst begreifen müssen. Dieses Zimmer hat keine weitern Ausgänge. Vor dieser Thür steht die Schildwache und jene Thür dort, die zu mir führt, verschließe ich. Denn jetzt wirst

Du nicht mit mir arbeiten, Du bist dessen heute nicht würdig, weil Du ein strafwürdiger Rebell bist, der sich gegen die Liebe und Freundschaft seines Königs opponirt und blind ist mit sehenden Augen.

Fredersdorf fand nicht die Kraft zu einer Erwiederung, er war ganz zerbrochen, ganz vernichtet.

Der König durchschritt hastig das Zimmer und öffnete die Tapetenthür, um in seine Zimmer zurückzukehren. Als er schon auf der Schwelle stand, wandte er sich noch einmal um.

Fredersdorf, sagte er mit mildem Ton, Du wirst es mir eines Tages danken, daß ich Dir heute ein strenger König gewesen. Dann schloß er die Thür hinter sich und steckte den Schlüssel in seine Busentasche, indem er eilig den kleinen Corridor durchschritt und in seine Arbeitszimmer trat, wo Jordan seiner harrte.

Jetzt, Freund, sagte der König, jetzt wollen wir die Polizei ruhig walten lassen. Fredersdorf wird nicht dabei sein, und ich werde nicht nöthig haben, ihn weiter zu strafen, denn er ist schon gestraft genug durch seinen eigenen Zorn. Ach, mein Freund, wie schwer ist es doch, dem Unverstande zu wehren und die Thorheit weise zu machen. Der kluge und verständige Fredersdorf will jetzt durch das Blut eines Ziegenbocks lernen Gold zu machen,

und um es zu erreichen, verbindet er sich mit meinen Widersachern, den Heuchlern und Pietisten, und geht in die Betstunden der Gottlosen, die sich doch die Gottvollen und die rechten Kinder Gottes nennen. Ach, Jordan, wie elend und erbärmlich ist doch dieses Menschengeschlecht, und wie wenig verdient es daß wir es lieben! Ich habe diesen Fredersdorf aus der Dunkelheit und Armuth emporgezogen, ich habe ihn nicht bloß zu meinem Diener, sondern ich habe ihn zu meinem Vertrauten und zu meinem Freunde gemacht, ich habe ihn geliebt. Und was habe ich dafür geerntet? Seinen Undank und seinen Haß, da drinnen sitzt er und flucht und verwünscht seinen König, der doch weiter nichts gethan hat, als daß er ihn vor der Lächerlichkeit und dem kindischen Wahnsinn bewahrte. Jordan, Jordan, es ist ein sehr undankbares Geschäft, ein König zu sein.

Es ist ein ebenso undankbares Geschäft, Gott zu sein, sagte Jordan mit seinem sanften, schmerzlichen Lächeln. Gott und der König werden Beide am meisten mißverstanden, weil sie zu hoch stehen für die kurzsichtigen Augen der Menschen, weil man dem König nicht verzeiht, daß er kein Gott ist, allwissend und allmächtig wie dieser, weil man Gott nicht verzeiht, daß er kein Mensch ist und nicht handelt und thut, wie Menschen thun und handeln würden.

Der König erwiderte nichts. Sinnend und die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er im Zimmer auf und ab. Armer Fredersdorf, sagte er dann leise, ich werde ihm heute sein Steckenpferd zerbrechen, und das scheint den Menschen immer ein unverzeihliches Verbrechen. Ich hätte die Thorheiten und Albernheiten dieser sogenannten Frommen noch gewähren lassen, wenn sie nicht den armen Fredersdorf in ihren Unsinn mit hineingezogen hätten. Aber um seinetwillen will ich ihnen jetzt eine Lection geben, damit er einsehen lerne, daß er es mit Betrügern und Charlatans zu thun hat. Möge also geschehen, was geschehen soll. Ich habe Fredersdorf von der Lächerlichkeit gerettet. Wenn er dafür auf mich flucht, was liegt daran! —

Der König hatte Recht. Fredersdorf war außer sich vor Zorn, und in seinem Herzen nicht allein, sondern auch mit seinen zitternden, bebenden Lippen verwünschte er den König, den er einen Tyrannen, einen herzlosen Egoisten nannte, und den er haßte mit jenem leicht aufflackernden Haß der Kinder, welche nicht begreifen, daß die Hand, welche sie für eine Unart straft, immer die Hand eines Wohlthäters ist.

Sie werden nun das Geheimniß erfahren, Sie werden von Gott oder dem Teufel lernen Gold zu machen,

und ich, ich werde nicht dabei sein! murmelte Fredersdorf zähneknirschend. Wer weiß, ob sie mir alsdann dieses kostbare Recept mittheilen werden, oder ob sie nicht lieber an mir zu Lügnern und Betrügern werden, und mich hintergehen. Oh, da steigt schon der Mond empor und wirft seine goldenen Strahlen in dieses Zimmer, das jetzt mein Gefängniß geworden. Jetzt werden sie sich versammeln, jetzt beginnt das heilige Fest der Beschwörung! Und ich, ich bin nicht dabei!

Und er raufte sich das Haar und zerschlug sich die Brust und weinte laut vor Zorn und Wuth. —

Fredersdorf täuschte sich nicht. Wie der Mond aufging, begann das Fest der Beschwörung, zu welchem Herr von Kleist, der Gemahl der schönen Luise von Schwerin, die Bundesgenossen und Vertrauten eingeladen hatte.

Der große Tanzsaal, in welchem die heitere und lebenslustige Dame vom Hause sonst ihre Ballfeste und ihre glänzenden Soiréen zu geben pflegte, und auf dessen glänzendem Parquet sie ihr Vermögen, ihr Glück und ihre Ideale sich zu einem flüchtigen Staub unter ihren tanzenden Füßen hatte zermürbeln gesehen, der große Tanzsaal war jetzt in einen großen feierlichen Betsaal verwandelt worden, in welchem die frommen Gläubigen zusammenkamen, um Gott anzubeten und den Teufel zu

beschwören. Der König hatte es verboten, außer an den gesetzlichen Sonn- und Festtagen Betstunden in den Kirchen zu halten, und als dies von einigen frommen und fanatischen Predigern dennoch geschehen war, hatte man auf den besondern Befehl des Königs diese Betstunden mit Waffengewalt aufgehoben, die frommen Versammlungen auseinander getrieben und die Kirchen geschlossen, indem man den Predigern und Küstern mit sofortiger Absetzung drohte, wenn die Kirchen an den Wochentagen wieder zu den Betstunden geöffnet würden.*)

Die Frommen also, sehr wenig geneigt, die Worte der Bibel zu befolgen, und dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, das heißt den Gehorsam, diese Frommen, welche man aus den Kirchen vertrieben hatte, vereinigten sich seitdem in den verschiedenen Privathäusern der Gläubigen. Dort kamen sie zusammen zu ihrem Gottesdienst, welcher indeß nur darin bestand, daß man in stolzem Uebermuth mit frommen Reden und salbungsvollen Worten einander beschwor, auszuharren und treu zu bleiben dem einzigen wahren und rechten Glauben, als welchen die stolzen Fanatiker immer denjenigen Glauben zu bezeichnen pflegen, welcher der ihre ist. Nicht minder aber

*) Preuß, Geschichte Friedrich's d. Gr. I. pag. 131.

wagte man es dort, in eifernden Reden den König als einen Ungläubigen zu lästern, und sich einander zu bestärken in dem Ungehorsam gegen seine Befehle, welcher Ungehorsam Allen als eine Gott wohlgefällige That erschien.

Die Pietisten, welche vergebens bemüht gewesen, unter Friedrich zu der Macht und dem Ansehen zu gelangen, welche sie unter seinem Vater genossen, waren daher des Königs erbittertste Feinde geworden, und indem sie Friedrich Wilhelm den Ersten als den weisen, gütigen und Gott wohlgefälligen König priesen und beklagten, riefen sie Unheil und Wehe herab auf das Haupt des jetzigen Königs, der es wagte, ihre Frömmigkeit Heuchelei zu nennen, über ihren Zorn zu lachen, auf ihre Verwünschungen mit sanglanten Witzworten und beißendem Spott zu antworten, die frommen Priester „Chekers“ oder „Thiere sonder Vernunft“ nannte, und ganz kürzlich noch in seiner kurzen und drastischen Schreibweise auf eine Eingabe und das Bittgesuch eines Predigers die verneinende lakonische Antwort gegeben: „Der verfluchte Pfaffe weiß selber nicht, was er will, hole ihn der Teufel.“*)

Diese sogenannte fromme Betstunde also sollte heute

*) Büsching, Charakter Friedrich's d. Gr. pag. 52. 54. 55

in dem Tanzsaale der schönen Frau von Kleist stattfinden, und nur die Eingeweiheten und Auserlesenen blieben nachher zurück, um den weitern Mysterien beizuwohnen und Zeuge der Beschwörungen zu sein, mit welchen der sogenannte Sterndeuter oder Planetarier Pfannenschmidt heute den Teufel zwingen wollte, zu erscheinen.

Zu diesen Mysterien wurde kein Weib zugelassen, und Jeder der Eingeweiheten hatte den feierlichen Schwur leisten müssen, keiner Frau auch nur eine Sylbe zu verrathen von dem, was in diesen geheimsten Versammlungen vorginge, und womit man sich in denselben beschäftige.

Auch Herr von Kleist hatte diesen Schwur geleistet, und ihn getreulich erfüllt. Nun aber giebt es ein sehr weises und von großer Lebenserfahrung zeugendes persisches Sprichwort, welches sagt: „Wenn Du Dein gehorsames und unterwürfiges Weib zu einem Ungehorsam verleiten willst, so hast Du nur nöthig, ihr Etwas zu verbieten; wenn Du vor ihr ein Geheimniß bewahren willst, so hast Du nur nöthig, Dir die Zunge auszureißen, oder Dich zu tödten, denn wenn Du lebst, wird sie Dein Geheimniß doch erfahren, und sei es noch so tief auf dem Grunde Deines Herzens verborgen.“

Diesem Sprichwort ganz entsprechend, hatte auch Frau von Kleist das Geheimniß ihres Gemahls erfahren, war

sie eine Mitwisserin dieser Dinge geworden, welche man ihr verbergen wollte. Luise von Kleist, längst schon von der kurzen und flüchtigen Liebe zu ihrem, von dem König ihr zugewiesenen Gemahl zu dem flatterhaften Leichtsinn ihrer frühern Tage zurückgekehrt, hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet, um sich zu rächen an ihrem Gemahl, weil er niemals reich genug gewesen, ihre Capricen und ihre verschwenderischen Gelüste zu erfüllen, weil er sogar so kleinlich und selbstsüchtig gewesen, sie zu beschränken in den Mitteln, welche sie doch besaßen, und für sich zu gebrauchen, was sie haben und zu ihren Zwecken verwenden wollte. Beide schalten einander Verschwender, und suchten, unter dem Vorgeben, daß von dem Andern das Geld nutzlos ausgegeben werde, sich so viel Geld als möglich anzueignen, und die natürliche Folge davon war ein fortdauernder Zank und Unfriede, ein fortdauernder Mangel an Geld.

Für diese Misère rächte sich Luise von Kleist, wie sich eben schöne und coquette Frauen an ihren Männern zu rächen pflegen; sie haßte und verachtete ihren Mann von ganzem Herzen, und war sehr bereit, den Worten des Dichters Glauben zu schenken, welcher sagt, daß ein Frauenherz immer jungfräulich ist für neue Liebe. Aber sie wollte auch noch eine specielle Rache dafür, daß ihr

Gemahl es gewagt, ein Geheimniß zu haben, und es ihr nicht mitzutheilen. Nicht sobald hatte sie daher den Zweck dieser geheimen Zusammenkünfte ausspionirt, als sie dem König davon Nachricht gab, und ihn beschwor ihr zu Hülfe zu kommen, um den Gemahl von diesem unseligen Wahn, welcher, wie sie sagte, ihr bereits ihr eheliches Glück und ihr Vermögen gekostet, zu heilen, indem er den Planetarier als einen Betrüger entlarven, und diese Versammlungen aufheben ließe.

Der König war auf Frau von Kleist's Wünsche eingegangen, nicht so sehr um ihrer selbst willen, als weil diese Gelegenheit ihm sehr willkommen war, Fredersdorf von diesem Mysticismus und Aberglauben, welcher ihn umnebelt hielt, zu heilen, und ihn von der Nichtigkeit der Vorstellungen des Planetariers zu überzeugen.

Es waren daher die nöthigen Vorbereitungen für den heutigen Abend getroffen worden, und nicht sobald hatte die fromme Versammlung ihren Anfang genommen, als Frau von Kleist die vier Polizeibeamten, welche in dem, dem ihrigen gegenüber belegenen Hause warteten, zu sich winkte und sie heimlich und leise in ein kleines, neben dem Betsaal befindliches Gemach führte, das nur durch eine Portière von dem Saal getrennt war, so daß

man Alles sehen, Alles hören konnte, was in dem Saal geschah.

Die fromme Versammlung ahnte nichts davon. Sie war heute zahlreicher denn jemals besucht. Da waren Leute aus allen Ständen, von dem niedern Arbeiter und dem geringen Handwerker an bis zu den Herren vom höchsten Adel und aus dem höchsten Beamtenstande. Jeder, welcher glaubte sich über eine Ungerechtigkeit oder Zurücksetzung des Königs zu beklagen zu haben, Jeder, welcher vermeinte, daß seine hohen Eigenschaften und Talente nicht hinlänglich anerkannt und belohnt würden, ward zu einem Widersacher des Königs und begab sich unter die Fahne der Frömmigkeit, welche damals wie jetzt das gleißnerische Panier aller Derjenigen war, die unter dem Schein des Rechts ihren Eigendünkel und ihren Stolz verbergen wollten.

Sie beteten heiße und inbrünstige Gebete, und sangen fromme Lieder zur Ehre Gottes. Dann betrat ein Geistlicher die kleine improvisirte Kanzel und hielt eine jener donnernden, von Scheinheiligkeit, Unduldsamkeit, Hochmuth und Geistesbeschränktheit triefenden Reden, wie nur die Pietisten sie zu halten vermögen, und in welcher er alle Diejenigen verloren und verdammt nannte, welche nicht glaubten, wie Er glaubte, Alle diejenigen für ge-

segnet und berufen erklärte, welche dem Bannspruch und strengen Verbot des Königs trotzten, und diese heiligen, von dem „freigeistigen" König verpönten Versammlungen besuchten.

Aber alles dieses war doch nur die Vorbereitung, eine Einleitung zu der großen Feierlichkeit, welche heute den „Eingeweiheten" bevorstand, und welcher Alle mit klopfendem Herzen und in athemloser Spannung entgegensahen.

Der Gottesdienst war beendigt, die frommen Brüder und Schwestern hatten sich entfernt, und nur das Directorium war zurückgeblieben, um, wie es der Gemeinde gesagt, seine Berathungen zu halten und seine Beschlüsse zu fassen.

Wieder bestieg ein frommer Redner die Kanzel, dies Mal aber nicht der Geistliche, welcher vorher die Versammlung mit seiner fanatischen Rede erbaut hatte, sondern der Planetarier Pfannenschmidt, der von Gott erleuchtete Prophet. Mit welchen andachttriefenden, frommzerknirschten Worten er seine Zuhörer zur Buße ermahnte, zur Verachtung dieser scheinheiligen und eklen Welt, welche Gott nur so schön und verlockend geschaffen, um den sündigen Menschen zu versuchen, und seine Kraft des Widerstandes zu erproben!

Widersteht, widersteht, heulte er mit seiner gurgelnden Nasenstimme, gehet in Euch und verachtet die Welt, und bekehret die Menschen, auf daß sie Euch sich zuwenden, und gerettet werden, wie wir gerettet sind, und Engel Gottes werden, wie wir Engel Gottes sind! Aber um dieses edle und erhabene Ziel zu erreichen, bedarf es großer Anstrengungen, großer Mittel, bedarf es der Macht und des Ansehens. Um die Welt bekehren und beglücken zu können, müssen wir die Welt unser Eigen nennen, müssen wir sie erst dem Teufel abgekauft haben, der die Sünde der Welt, welches das Gold ist, in seinen Krallen hält, und damit die Menschen zu sich zieht, und ihre Seelen sich erkauft. Wir in der Kraft unserer Gottesliebe haben die Berufung den Teufel zu besiegen, und ihn zu zwingen, uns sein Geheimniß zu sagen, uns das Recept zu geben, wie man Gold macht, und wie es gebraut wird in den Tiefen der Erde! Denen, die wie wir erleuchtet sind vom heiligen Geiste der Erkenntniß, müssen sich die Mysterien der Unterwelt offenbaren, und vor uns muß sich der Teufel selbst im Staube winden, denn wir sind der heiligen Liebe voll, wir sind die Engel Gottes, und also die mächtigen und erhabenen Widersacher des Teufels, den Gott nur in die Welt gesandt, damit die Kinder und Engel Gottes an ihm ihre Kraft

und ihr Herz stählen sollen! Es ist also ein edles, ein großes Werk, welches wir heute vorhaben, wir wollen aus Liebe zur Menschheit den Teufel besiegen, wir wollen von ihm erzwingen, daß er uns lehre Gold zu machen, damit wir mit dem Golde alsdann der ganzen Menschheit den Himmel erkaufen können!

Und nachdem er mit so scheinheiligen und heuchlerischen Worten ihr egoistisches und geldgieriges Bemühen beschönigt hatte, forderte er die Versammelten auf zum inbrünstigen Gebet, zum heiligen Flehen.

Sie stürzten nieder auf ihre Kniee, sie wagten es zu Gott zu beten, daß er ihnen die Kraft gäbe, den Teufel zu beschwören, sie wagten es ihrem Aberglauben und ihrer Heuchelei die Maske der Frömmigkeit und des Edelmuthes vorzuhalten, und ihre unheiligen Begierden mit dem Schweißtuch der heiligen Veronika zu verschleiern. Weil sie Gott liebten wollten, sie den Teufel beschwören, weil sie die Menschen erlösen wollten, mußten sie das Goldmachen vom Teufel erlernen!

Aber es lag durchaus nicht in dem Plan des großen Planetariers, den „Eingeweiheten" wirklich den Teufel erscheinen zu lassen und diese Beschwörungen endlich mit einem Resultat zu krönen. So lange der Teufel nicht erschien, glaubten die Frommen an den Planetarier, hoff-

ten sie auf ihn, gaben sie ihm ihr Geld, ihre Liebe, ihr Vertrauen, ehrten sie ihn als ihren Wohlthäter und Beglücker der Zukunft, als den erhabenen Messias, welcher sie einst reich und mächtig machen, die ganze Welt ihnen unterordnen werde. Er konnte ihnen den Teufel nicht erscheinen lassen, weil mit dem Erscheinen desselben ihnen seine Unfähigkeit, sie das Geheimniß des Goldmachens zu lehren, klar geworden wäre.

Vergebens also waren bis dahin seine Beschwörungen gewesen, vergebens mußten sie auch in der Zukunft sein! Unter heiligen Gesängen führten sie jetzt den Ziegenbock ein, dieses schwarze Ungethüm, dessen Herbeischaffung so viel Geld, so viel Mühe und Anstrengung gekostet, und das man heute dem Teufel opfern wollte.

Unter feierlichen Ceremonien zogen die in weiße Schleier verhüllten „Erzengel" das unglückliche Schlachtopfer zum Altar, wo Pfannenschmidt, der Hohepriester im goldgestickten Gewande, bereit stand, um es mit dem silbernen Messer zu tödten und sein Blut in silberner Schaale zu empfangen.

Und wie er das Messer erhob, um den Ziegenbock zu tödten, warfen sich die Gläubigen auf ihre Kniee nieder und beteten laut, und fleheten zu Gott um seinen Beistand zum Gelingen des erhabenen Werkes.

Der von Begeisterung, Gluth und Andacht strahlende Planetarier senkte den erhobenen Arm herab, der blitzende Stahl wollte sich eben in den Hals des armen zitternden Thieres versenken, das mit dem ruhigen Blick eines Weisen umherschaute, als sich plötzlich etwas Unerhörtes, etwas Unglaubliches begab.

Eine fabelhafte entsetzliche Gestalt sprang plötzlich hinter dem Altar hervor und hielt die Hand des Planetariers auf, indem sie mit donnernder Stimme rief: Spart Euch das Opfer, haltet ein mit Euerer Mordthat. Ihr habt mich gerufen! Ich bin da! Ich der Teufel!

Der Teufel! Es ist der Teufel! murmelten die Frommen, indem sie mit andachtsvoller Scheu auf diese riesengroße Gestalt in dem feuerrothen Gewande hinblickten, deren Antlitz ganz beschattet war von dem großen breitgekrämpten Hut, von welchem rothe Federn stolz und majestätisch emporstiegen, während der dicke Klumpfuß ganz unzweifelhaft die leibhaftige Anwesenheit des Teufels kund gab.

Sie glaubten wirklich an ihn, diese frommen Kinder Gottes, sie lagen auf ihren Knieen und stammelten Gebete, von denen sie selber wohl nicht wußten, ob sie an Gott oder an den Teufel gerichtet waren. Sie waren voll heiliger Zerknirschung und Andacht.

Da drinnen aber in dem kleinen Kabinet stand Frau von Kleist, bebend vor Lachen und nur mühsam einen lauten Ausbruch ihrer Fröhlichkeit zurückhaltend. Sie blickte mit von Bosheit und Schadenfreude leuchtenden Augen hin zu ihrem Gemahl, der ganz zerknischt, ganz zitternd und todesbleich zu den Füßen des Teufels und des Ziegenbockes lag und verwirrte Worte stammelte, indem er seine demuthsvollen flehenden Blicke auf dieses Ungethüm richtete, das für ihn wirklich der Teufel war, dessen menschliche Existenz aber für Luise von Kleist kein Geheimniß war, da sie es gewesen, welche dem jungen Fredersdorf zu dieser Vermummung den Gedanken eingegeben, und ihm bei seiner Verkleidung behülflich gewesen.

Dieser Augenblick rächt für mich für Alles, was ich an der Seite dieses eitlen, eingebildeten und verschwenderischen Thoren gelitten habe, sagte Frau von Kleist zu sich selber, indem ihr spottender Blick immer noch auf ihren Gemahl gerichtet war. Dieser Moment überliefert ihn mir auf Gnade und Ungnade! Oh, oh, ich will ihn verhöhnen, ihn martern mit dieser Teufelsbeschwörung. Die ganze Welt soll davon erfahren, denn von nun an wird das Recht immer auf meiner Seite sein und Jedermann wird mich beklagen und bemitleiden, daß ich an einen solchen Blödsinnigen gefesselt bin, und Jedermann

wird ihn verspotten und verhöhnen. Ich werde sowohl die Lacher als die vernünftigen Leute auf meiner Seite haben, und Niemand wird's mir nun noch verargen, wenn ich meinen Gemahl nicht liebe und ihm nicht treu sein kann!

Aber während die frommen Auserwählten so auf ihren Knieen dem Teufel ihre Huldigung darbrachten, hatte der Planetarier Pfannenschmidt sich von der ersten Betäubung und dem ersten Schreck wieder erholt. Er, welcher nicht an den Teufel glaubte, obwohl er ihn täglich beschwor, er, welcher diesen da nicht bestellt und ausgerüstet hatte, er mußte also wissen, daß dieser Teufel, welcher vor ihm stand, entweder nur ein unziemlicher Scherz oder eine boshafte Verhöhnung sein konnte.

Er mußte also diesen vermeintlichen Teufel als einen Betrüger enthüllen, er mußte ihm die Maske abreißen und die Verstellung aufdecken.

Mit einer leidenschaftlichen Gluth streckte er daher beide Arme gegen den vermeintlichen Teufel aus. Hebe Dich weg, Du Betrüger und Baalssohn, schrie er laut. Fliehe, fliehe, bevor wir Dich entlarven. Denn Du bist nicht, wofür Du Dich ausgiebst! Du bist nicht der Teufel!

Wie? Du willst mich verleugnen? rief der Andere, indem er die mit einem rothen Handschuh bewaffnete

Hand dem Beschwörer entgegenballte. Du hast mich so lange gerufen, Du hast diesen meinen Kindern da so viel Geld abgeschwindelt, um mein Erscheinen damit zu erkaufen, und jetzt, da ich komme, willst Du mich nicht anerkennen, weil es Dir scheint, daß, wenn ich selber komme, diese armen Gläubigen Dir nicht mehr ihr Geld geben und Dich anbeten werden, und sich von Dir an der Nase herumziehen lassen? Geh, geh, Du bist nicht mein rechter Hohenpriester. Ich habe mich Deinen Beschwörungen gefügt, ich bin gekommen, aber nur, um Dich vor meinen gläubigen Kindern da als einen Betrüger zu entlarven, aber nur, um sie von Dir zu befreien. Hebe Dich weg, Du Lästerer Gottes und des Teufels, wir Beide wollen Dich nicht. Hebe Dich also weg und entflieh!

Und indem er so sprach, faßte der Teufel mit mächtigem Arm den Planetarier und wollte ihn von dem Altar herunterdrängen, aber Pfannenschmidt war nicht der Mann, sich eine solche Unbill gefallen zu lassen. Mit einem Wuthgeschrei stürzte er sich auf seinen teuflischen Gegner, und nun begann eine jener Scenen, für deren Schilderung es keine Worte und keine Ausdrücke und Farben giebt, weil sie zu rasch, zu drastisch, zu gewaltig in ihrer Art sind.

Ein heftiger Faustkampf entstand zwischen dem Teufel und dem Planetarier. Die frommen Betenden erhoben sich von ihren Knieen, um mit erstarrten Blicken hinzuschauen auf dieses seltsame, unerhörte Schauspiel, um dann endlich hinzustürzen zu dem Altar, und je nachdem sie an den Teufel oder an den Planetarier glaubten, dem Einen oder dem Andern zu Hülfe zu kommen. Ein allgemeiner Kampf entstand, und mitten in dieses Getümmel hinein stürzten sich jetzt die vier Polizeibeamten, um im Namen des Königs die Anwesenden zu verhaften, die Versammlung, welche das Gesetz verpönte, aufzuheben, und damit dem Kampf und allem Toben ein Ende zu machen.

Und während dieses Alles geschah, lehnte Luise von Kleist mit vor Lachen weinenden Augen an der Portière, durch deren Öffnung sie diese ganze Scene beobachtet hatte. Sie sah, wie die Polizeibeamten den wüthenden Planetarier ergriffen, welcher die heftigsten Verwünschungen ausstieß gegen den unheiligen König, welcher nicht an Gott glaube, und den frechen Muth habe, die Frommen und Betenden als Verbrecher und Gottlose zu behandeln, und den Diener des Herrn zu verhaften. Sie sah, wie diese ehrbaren und frommen Grafen und Barone, diese Officiere und hohen Beamten, welche die frommen Gläubigen des Planetariers gewesen,

sich still und beschämt von dannen schlichen, und in eiliger Flucht ihre Rettung suchten vor den Dienern des Königs; sie sah, wie endlich ihr eigener Gatte von den Polizeibeamten verlacht und verspottet ward, und wie man ihm den eigenhändigen schriftlichen Befehl des Königs übergab, welcher ihn zum Gefangenen machte, aber um das Aufsehen zu vermeiden, ihm nur Hausarrest auferlegte.

Als sie diesen Befehl vorlesen hörte, verstummte Luisens Lachen, und ihre Stirn verfinsterte sich.

Wahrhaftig, sagte sie, das ist eine Schonung, welche sehr einer Malice des Königs gleicht. Meinem Gemahl Hausarrest geben, heißt mich dazu verdammen, beständig mit seiner unleidlichen Gesellschaft gestraft zu werden. Mein Gott, wie grausam und wie boshaft ist doch der König! Er giebt meinem Gemahl Hausarrest, das heißt so viel, als meinen Geliebten, den schönen, den wundervollen Salimbeni aus meinem Hause verbannen. Oh, wann werde ich Dich jetzt wiedersehen, mein Geliebter!

Ende des ersten Bandes.

Druck von A. Bahn & Co. in Berlin, Schleuse 4.